D 14288

Informationen
und
Meinungen
zur deutschen Sprache

Herausgegeben
vom
Institut für Deutsche Sprache,
Mannheim

Heft 3/2008

24. Jahrgang

Der Wald in der deutschen Sprache
Vorgestern, gestern und heute
von Ludwig M. Eichinger 2

Verabschiedung von Eva Teubert
von Gisela Zifonun 11

IDS-Bibliothek unter neuer Leitung
(red.) 13

Von Aufzügen, Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung, Feuerzeugen und Präservativen für Männer
Was einem Gesetzesredaktor bei der Umsetzung von EU-Recht so alles begegnet
von Markus Nussbaumer 14

Geisteswissenschaft im Dialog
„Umbruch '68? – Überlegungen zu Politik, Gesellschaft, Sprache und Literatur"
(red.) 22

„Teach-ins", „Demokratisierung" und „der lange Marsch"
Sprach- und kommunikationsgeschichtliche Umbrüche von „1968".
Bericht der 12. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Sprache in der Politik e.V.
von Constanze Spieß 24

Ehrendoktorwürde für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger
(red.) 28

Alles ist Gefühl
Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen / Basel: Francke (= UTB 2939)
Rezension von Elke Donalies 29

„Die Vorstellung hat bereits begonnen" oder „Die Vorstellung begann bereits"?
Unterschiede beim Gebrauch von Präteritum und Präsensperfekt („Grammatik in Fragen und Antworten")
von Bruno Strecker 31

Cosmas II
von Helge Krause 36

Impressum 2

Der Wald in der deutschen Sprache

Vorgestern, gestern und heute*

von Ludwig M. Eichinger

Die Zukunft der Indianer liegt im Wald![1]

Voraussetzungen

Dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht sehe, das ist eine der gängigsten Redewendungen um das Substantiv *Wald*, dessen heutigem Gebrauch in den folgenden Ausführungen nachgegangen werden soll. Aber nicht nur das: Auch sein Sinn scheint für unser Thema ganz einschlägig zu sein, es ist nicht leicht, dieses vielfältige Verwendungsbild rund um dieses Wort auf einen einfachen Nenner zu bringen. So manches läuft durcheinander in der Geschichte seines Gebrauchs und spiegelt sich in den heutigen Verwendungen.

Bildtypen

Die Struktur der Landschaft

Wälder sind zweifellos ein prägender Teil der Landschaften, in denen die deutsche Sprache gebraucht wird. Und so ist es vielleicht etwas ungerecht, wenn der Volkskundler Hermann Bausinger feststellt, wenn er über das Verhältnis der Deutschen zur Natur räsoniert, dass vor allem im 19. Jahrhundert „innerhalb weniger Jahrzehnte […] Dutzende von Heimatliedern [entstanden seien], in denen sich Felder auf Wälder und Höhen auf Seen reimen und die im Kehrreim die Liebe zum Heimatland bekennen“ (Bausinger 2000, S. 73).

Felder und *Wiesen* sind bis heute herausragend häufige Kontextpartner unseres Zentralwortes *Wälder*; und es ist nicht nur der von Bausinger angedeutete Reiz des Reims und die Beschreibung stereotyper Merkmale einer romantisierten Heimat-Landschaft. Vielmehr ist in diesen Wendungen zunächst einmal die ländliche Welt nach ihren Nutzungsräumen und Nutzungsarten aufgeteilt. Die *Wiese* als die Weidelandschaft, das *Feld* oder der *Acker* als das mit Nutzpflanzen bebaute Areal und der *Wald* als eine vielfältig genutzte Ressourcenquelle unter dem Dach einer nennenswerten Menge von *Bäumen*. Wenn uns heute hauptsächlich der Holzeinschlag, also seine „forstliche“ Nutzung, einfällt (man geht ja im Praktischen oft weniger *in den Wald* als *ins Holz*), ist das bekanntlich bei Weitem nicht alles. Wenn man zitiert finden kann, dass es „die Eiche nicht jucke, wenn sich eine Sau an ihr kratze“, ist das zum Beispiel ein Hinweis auf die über viele Jahrhunderte gebräuchliche Praxis der Waldweide. Und das ist nur eine der Nutzungen: *Beeren* und *Pilze* werden gesammelt – und sind vielleicht der Grund, „Hänsel und Gretel“ in den Märchen-Wald zu schicken, *Brennholz* und *Zapfen* zum Verfeuern. Und nicht zuletzt wird im Wald gejagt – das *Niederwild* für die einfachen Leute, das *Hochwild* für die besser gestellten– und davon lebt wieder ein ganzer Literaturzweig, der der Jäger- und Wilderergeschichten – bis hin zu jenen religiösen My-

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.
Internet: http://www.ids-mannheim.de
Mitglied der Leibniz Gemeinschaft

Redaktion: Annette Trabold (Leitung), Heidrun Kämper, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistenz: Katharina Dück, Ruth Mell
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann (IDS)
Belichtung & Druck: Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,– EUR Einzelheft: 3,– EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, D- 68016 Mannheim
Tel. +49(621) 1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:
Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:
sprachreport@ids-mannheim.de oder auf Diskette.
Bitte wählen Sie dazu folgendes Disketten-Format:
3.5 Zoll, WINDOWS-formatiert.
NICHT bearbeiten können wir:
– 5.25 Zoll-Disketten,
– MAC-formatierte Disketten.
Die Texte sollten **nicht** mit komplizierten Layouts und **ohne** Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.
Der SPRACHREPORT wird mit **InDesign CS2** erstellt.

then, wie in der Hubertus-Geschichte von dem Hirsch mit dem Kreuz im Geweih.[2]

Nicht nur wegen der höheren Dramatik der Wilderergeschichten, sondern auch als Folge des typischen Rodungsverhaltens in unseren Landschaften ist der Wald auch intensiver mit gebirgigen Gegenden verbunden (*Wald und Fels*). Sonderwörter wie *Auwald*, aber auch *Bergwald* zeigen, dass das Normalbild des Waldes gerne mit den bewohnten und bewohnbaren Höhen verbunden ist. Die deutschen Mittelgebirge sind prototypische Waldlandschaften („Das grüne Herz Deutschlands"). Mit ihnen sind oder waren auch andere wesentliche Nutzungen des Waldes als einer Holzquelle verbunden: die *Köhlerei* und das *Glasmachen* – beides Handwerke, denen leicht etwas Unheimliches oder Alchemistisches anhaftet. Nicht zuletzt bei dem klassischen Dichter des Böhmischen Waldes, Adalbert Stifter, finden wir genug der Belege dafür.

Das natürliche Geheimnis

Dass der Wald in der oben zitierten Reihe von Feld, Wald und Wiesen den unübersichtlicheren Landschaftsteil ausmacht, hat auch seine Folgen. Nicht nur ist der Wald der vorzügliche Platz für den Rückzug aus der Welt, das heißt für den Beruf des Einsiedlers (in der Literatur zum Beispiel von Hartmann von Aues „Iwein" bis hin zu Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus"), der Wald ist auch Ort für Räuber und sonstige eher in einem historischen Sinn „unehrliche" Gewerbe.[3]

In der Moderne haben sich die Funktionen des Waldes gewandelt: Wirtschaftlich zentral ist die *Holznutzung*. Sie hat ihre neuen Waldwörter in die Sprache gebracht (*Fichten-Monokultur*), daneben dominiert die Funktion des *Landschaftsschutzes* – darin ist jetzt etwa auch die Jägerei eingebettet, in Interaktion mit einer touristischen Nutzung als *Erholungsraum*, der für *Reinheit* und *Natürlichkeit* bürgt, was auch die Schreckenswörter vom Typ *Waldsterben* erklärt. In diesen Kontext gehören jene Wörter wie die vom *Ökosystem Wald*, die einer typischen Tendenz moderner Sprachverwendung überhaupt entwachsen. Man spricht generell von der Verfachlichung unseres Sprechens, und unter verschiedenen Erscheinungen unseres sprachlichen Lebens gehört dazu die Tendenz, Dinge, die uns persönlich betreffen, in einer distanzierenden Weise zu beschreiben. So steht neben dem durchaus emotionalen Wort *Waldsterben* eine Reihe von terminologischen Fügungen, die das Sprechen davon unangreifbar machen. Es ist das derselbe Fall, der Leute, die sich nicht mehr lieben, davon sprechen lässt, sie könnten sich nicht mehr „adäquat in ihre Beziehung einbringen".

Waldsterben – um dabei zu bleiben – ist ein typisch deutsches Wort, im deutschen öffentlichen Diskurs sehr häufig und hochgradig moralisch besetzt und deontisch. Das heißt, es ist ein Wort, das nicht nur etwas (bildhaft) bezeichnet, sondern uns gleichzeitig auffordert, ein schlechtes Gewissen zu haben und etwas dagegen zu tun.[4] Die Bedeutung dieses Wortes und die Tatsache, dass es in andere Sprachen entlehnt worden ist, zeugen davon, dass der Wald uns Deutschen besonders wichtig ist, und dass wir ihn eng in unsere emotionale Welt einbezogen haben. „Wer hat dich" heißt es bekanntlich bei Joseph von Eichendorff im Jahre 1810, „du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben": und in der letzten Strophe heißt es dann:

(1)

Was wir still gelobt im Wald,
Wollens draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schirm dich Gott, du schöner Wald!

Der Wald hat spätestens seit der deutschen Romantik einen sehr wichtigen Platz im deutschen Gefühlsleben, im kollektiven Gedächtnis der Deutschen hinterlassen. Und man sieht an diesem vergleichsweise frühen Gedicht Eichendorffs, dass sich hier das deutsche Wesen der damals noch progressiven nationalen Bewegung auch im Bilde vom Wald wiederfindet, der in seiner Natürlichkeit und Ungebeugtheit dem angenommenen deutschen Wesen entspricht.[5] So kommt der „deutsche Wald" auch ganz deutlich in den nationalen Diskurs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, auch wenn sich das gerade bei den katholischen Romantikern wie Eichendorff in eine andere Richtung weiterentwickeln wird.

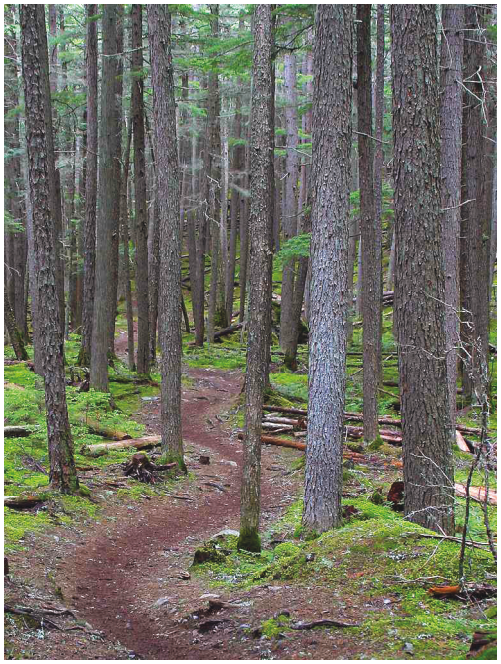
Nationale Wälder

Es ist zweifellos ein außerordentlich nationaler Gott, der über lange Zeit in das eichendorffsche Gedicht und seine von Männerchören gern gesungene Vertonung Felix Mendelssohn-Bartholdys hineingelesen wird. Es ist ein nationaler Gott, der im Namen der deutschen „Natürlichkeit" gegen die „welsche" Überzivilisiertheit vor allem der Franzosen, ins Feld geführt wird, und im selben Kontext wird die starke *Eiche* zum deutschen Baum.[6] Und so ist es auch nicht zufällig, dass es einer der vielen Waldnamen ist, mit denen sich die nationale Mythologie verbindet: Arminius, Hermann der Cherusker, besiegt die Legionen des Quintilius Varus im *Teutoburger Wald*. Und auch heute noch, wo zumeist doch bloß der forstlich nutzbare Teil unseres Landes bezeichnet werden soll, spricht man gerne

nicht von den *Wäldern in Deutschland*, sondern vom *deutschen Wald*, dem es schlecht gehe. Ich darf noch einmal aus den Ausführungen Hermann Bausingers zitieren:

(2)

> Der deutsche Wald – das ist nicht dasselbe wie die Wälder in Deutschland. Es handelt sich nicht um eine geographische Größe, sondern um eine Gefühlsqualität, die sich erst spät herausbildete. Noch Ende des 18. Jahrhunderts betonen die Reisenden die dunkle und gefährliche Seite des Waldes – dann erst wurde er zum positiven Gegenbild. Diese Umkehr spielt sich nicht nur in den Köpfen ab. Der Wald wurde jetzt wirksamer kontrolliert, und er wurde gepflegt und geordnet – der „deutsche Wald" ist auch das Ergebnis der durchgreifenden Forstverwaltung der beginnenden Moderne. Aber der Aspekt der Nutzung tritt zurück hinter einer romantischen Einstellung, die sicher nicht ganz für die



Quelle: pixelio.de

> Deutschen reserviert werden darf, die aber doch hier besonders populär ist. Der forstwirtschaftliche Ertrag in Frankreich ist mehr als doppelt so hoch wie der in Deutschland – ein Befund, den die meisten Deutschen wahrscheinlich mit einigem Erstaunen zur Kenntnis nehmen und möglicherweise schnell als das Ergebnis von Raubbau charakterisieren. Ein inniges, herzliches Verhältnis zum Wald und zur Natur insgesamt suchen die Deutschen meist nur bei sich selbst: Hier sind die Gebirge durch schöne Wege erschlossen, hier gibt es die großen Wandervereine, deren Mitglieder an den Sonntagen die Waldeinsamkeit übervölkern, hier erlauben zahlreiche Aussichtstürme einen Rundblick über die Landschaft, hier ist ungefähr ein Fünftel der Fläche als Naturschutzgebiet ausgewiesen, und hier hat man am frühesten und am intensivsten die Umweltschäden diskutiert. (Bausinger 2000, S. 74).

Der Wandel der Sprechweisen

Vom vormodernen zum modernen Wald

Der Wald, er hat in der Kulturgeschichte Deutschlands ganz deutlich sein Bild gewandelt, mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts findet, wie gesagt, eine grundsätzliche Umwidmung statt. Wie angedeutet, bilden in der Zeit davor die Wälder – zumindest auch ihre lichten Ränder und das Innere der „hellen" Laubwälder – einen Raum des Wirtschaftens, die Wälder als ganze – und ihr innerer und dunkler Teil – das bedrohliche Dunkel, den prinzipiell unkultivierten Teil der Welt.

Von solchen Erinnerungsbildern zeugen verschiedene literarische Werke quer durch die Tradition: Im „Iwein" Hartmanns von Aue ist der Wald die Gegend, die zum Wahnsinn des Helden passt, die gesellschaftlich unziemliche Liebe in Gottfried von Straßburgs „Tristan" findet ihre Vollendung in der Liebesgrotte tief im Wald. In beiden Fällen ist die Waldlandschaft die Entsprechung für Gesellschaftsferne, für einen jedenfalls kritischen Zustand. Das bleibt im Wesentlichen so, bis im Verlaufe des späten 18. Jahrhunderts „Natürlichkeit" zur wichtigsten ideologischen Währung des symbolischen Haushalts wird. Diese Einschätzung betrifft auch die Bewertung entsprechender Landschaften. Bekannt ist ja zum Beispiel, wie Johann Christoph Gottsched nach einer Reise, die ihn im Jahr 1750 auf dem Weg von Leipzig nach Wien durch die Oberpfalz geführt hatte, aus dem Erleben dieses Landstrichs die Schilderung eines „locus horribilis" macht:

(3)

> So weit mein Auge trägt, erblick ich Stein und Wald,
> Ein wüstes rauhes Land, der Faunen Aufenthalt;
> (Gottsched 1968, S. 406)

Schon bald darauf setzt dann allerdings einerseits im aufklärerischen Sinne die strikte forstliche Verwaltung des Waldes ein und auf der anderen Seite seine romantische Verklärung. Schon im Sturm und Drang finden sich die entsprechenden Landschaftsverweise, etwa typischerweise in Schillers Räubern – wo allerdings nach wie vor das Außergesellschaftliche und Außerzivilisatorische der Lebensweisen dort betont wird.

Der Wald in der bürgerlichen Welt

Wildromantik

Die systematische Organisation einer modernen Ökonomie des Waldes in der Kombination als *Holznutzung* und *Jagd* wird unter anderem Bestandteile für die ideologische Konstruktion des Landlebens gegenüber dem

mehr und mehr städtischen Alltag im 19. Jahrhundert liefern.

Wie aufgrund der allmählichen Durchsetzung eines standardsprachlichen Ideals die bis dahin einfach als Mundart, als gesprochene Sprache also, geltenden Formen, zu eigentümlichen ländlichen Dialekten gedeutet werden, wie die Kleidungsformen, die in Anlehnung an Kleidungssitten des 18. Jahrhunderts entstandenen Kleidungsgewohnheiten zu den geradezu uniformartigen „Trachten" werden, so gehören die der Urtümlichkeit des Waldes verpflichteten Berufe zum typischen Inventar ländlicher Welt.[7]

Sichtbar ist das zum Beispiel daran, dass die Volksliteratur etwa eines Ludwig Ganghofer (4a), aber auch schon Franz von Kobell (4b) von Holzknechten, Jägern und ihren wildernden Gegenspielern nur so wimmelt.[8]

(4a) Ludwig Ganghofer, Der Schuß in der Nacht[9]

> Was Wunder, daß in solcher Umgebung die Liebe zum waldfrohen Weidwerk in meinem Herzen bald eine dauernde Wohnstätte fand! Schon als kleiner Junge schlich ich mich, die hölzerne Armbrust – vulgo Balester – auf dem Rücken, hinaus in den Wald und schnellte meinen Lindenbolz nach dem kreischenden Häher in das Buchenlaub. Und welch ein Vergnügen, da ich das erstemal als Treiber zum Fuchsriegeln mitgenommen wurde oder auf den Anstand und zur Hühnerjagd! Mit welcher Inbrunst drückte ich das kleine Zimmergewehr an die Wange, mit dem ich überrascht wurde, als ich nach dem ersten Lateinschuljahr auf Ferien kam! Und als ich gar acht Jahre später mit dem roten Käpplein und einer guten Note heimzog, wurde ich vor Freude halb verrückt, als ich auf dem Tisch meines Ferienstübchens eine vollständige Jagdausrüstung, eine zierliche Büchsflinte und eine wahrhaftige Jagdkarte vorfand.

(4b) Franz von Kobell, Jagalied

Steh'n i' auf 'n A'stand
In stiller Abendrua,
Und hör' i's brecha staad in Holz,
Wie gern luus' i' da zua,
Wie bin i' gern dabei,
Wie lob i' mir die drei,
Wald, Wild und Jaagerei!

Ziegt von Feld am Morgn
Der Hirsch mi'n Wildprat ei',
Wanns funklt in die Tanna drobn
Vom erschtn Sunnaschei',
Wie bin i' gern dabei,
Wie lob' i' mir die drei,
Wald, Wild und Jaagerei!

Und jagn d' Hund' wie Glöckln,
Daß' hallt in Berg und Thal,
Da freut mi' 's Lebn, waar's wie d'er will,
Es freut mi' allemal,
Wie bin i' gern dabei,
Wie lob' i' mir die drei,
Wald, Wild und Jaagerei!

Und kimm i hoam von Jagn,
Und hon i' g'habt an' Stern,
Und werd verzählt, wie's ganga hat,
No'! wie verzähl' i's gern,
Wie bin i' gern dabei,
Wie lob' i' mir die drei,
Wald, Wild und Jaagerei!

O guati Frau Diana,
Di' möcht' i' amal segn,
Und solltst es hör'n na' vo' mir,
Wie daß mir viel dra' g'legn,
Und wier i' gern dabei
Und wier i's lieb' die drei,
Wald, Wild und Jaagerei!

Die stillromantische Seite: Ort des Rückzugs

Mag das das wildromantische Landbild sein, so profitiert auf der stillromantischen Seite der Wald nun von etwas, was seinem Bilde bis dahin eher schädlich war, von seinem geheimnisvollen Dunkel, das er nun mit dem anderen Freund der romantischen Dichtung teilt, der Nacht. Demgegenüber tritt in der eigentlichen Phase der Romantik der nationale Aspekt eher zurück; das zeigt schon Prägung und Art des Fahnenworts „*Waldeinsamkeit*" durch Ludwig Tieck. Vor allem der katholischen Romantik, insbesondere ihrem vielleicht „waldlastigsten" Dichter, Joseph von Eichendorff, sind die nationalen Regungen eher fremd. Vielmehr wird hier im Namen der Natürlichkeit der Wald als ein Ort ursprünglicher Ruhe konstruiert, im Gegensatz zu der „zivilisatorischen" Umtriebigkeit des hellen Alltags. Auch dafür hat ja Eichendorff die klassische Formulierung von zweifellos berückender Schönheit gefunden:

(5) Abschied

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäftge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,

Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Wards unaussprechlich klar.

Bald werd ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

(Eichendorff 1996, S. 31/32)

Traditionelle Wald-Diskurse

Damit sind die Voraussetzungen erreicht, von denen die Verwendung und Beurteilung des Wortes *Wald* im 19. und über weite Bereiche des 20. Jahrhunderts geprägt sind.

Was können wir also vom Reden über den Wald erwarten? Vier Diskurse prägen dieses Reden.

1) Redeweisen vom Wald als einem integralen Bestandteil unserer Landschaft: „Wälder, Wiesen und Felder“;

2) Redeweisen vom Wald als einem Teil der ländlichen Wirtschaft und seiner ideologischen Rekonstruktion als einfachen natürlichen Lebens;

3) Redeweisen vom Wald als einem Zufluchtsort romantischer Sehnsüchte und antimoderner Natürlichkeit;

4) Redeweisen vom Wald als einem spezifisch nationalen Merkmal der Deutschen, ererbt von den Germanen.

Posttraditionelles Reden vom Wald

Der fremde Wald

Wenn niemand mehr den Wald kennt, wenn das Land modernisiert ist, wenn die Beweglichkeit im Raum alle möglichen Landschaften verfügbar macht, muss sich das Bild wieder ändern.

Quelle: Zaubervogel / pixelio.de

Seit mindestens vierzig Jahren tut es das auch: Alles, was in irgendeiner Weise mit realer Nutzung des Waldes zu tun hat, tritt in unserer hochindustrialisierten und verstädterten Gesellschaft und bei der Marginalisierung ländlicher Wirtschaftsformen in den Hintergrund. Der Wald als nationales Symbol verfällt zwei Arten von Verdikt: zum einen auf Grund der Überstrapazierung der nationalen Symbolik vom Ende des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhundert, zum anderen auf Grund der Versachlichungsschübe, die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzen, und übrigens auch den Nationalsozialismus – wie die faschistischen Regime überhaupt – prägen. Wie stark die nationale Interpretation in der Gesellschaft insgesamt vorherrschend war, kann ich nicht genau sagen, eigentlich zweifle ich daran, dass sie eine dramatische Rolle gespielt hat. Sie ist zumindest immer überlagert von neuen Schüben einer Natürlichkeitsbewegung. So zum Beispiel typischerweise noch einmal in der Jugendbewegung der 20er Jahre, denen in seinen Ursprüngen zum Beispiel auch ein Philosoph wie Martin Heidegger auf seinem „Holzweg“ zuzurechnen ist.

Der Wald, als verschneiter Tannenwald, möbliert dann auch allmählich eine Reihe der Szenen von deutscher Innigkeit. Das sieht man bei der Verarbeitung der Weihnachtserfahrung im katholischen Süden wie im protestantischen Norden.

Wenn Ludwig Thoma in seiner „Waldweihnacht“ (Thoma 1966, S. 184) dichtet,

(6a)

Im Wald is so staad,
alle Weg san vawaht
alle Weg san verschnieb’n
is koa Steigl ned bliebn,

so lässt Theodor Storm (Storm 1988, S. 74/75) seinen Knecht Ruprecht antworten:

(6b)

Von drauß' vom Walde komm ich her
ich muss Euch sagen, es weihnachtet sehr.
Allüberall auf den Tannenspitzen
sah ich goldene Lichtlein sitzen.

Aber auch Rainer Maria Rilke (hier zitiert nach <www.rilke.de>) lässt sich hier zitieren:

(6c)

Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt,
und manche Tanne ahnt wie balde
sie fromm und lichterheilig wird,
und lauscht hinaus.

Den weißen Wegen
streckt sie die Zweige hin, bereit,
und wehrt dem Wind und wächst entgegen
der einen Nacht der Herrlichkeit.

Der Wald, in diesem Fall der verschneite Wald, gehört zu unserem Inventar von romantischem Weihnachten – aber ohne jeden Zweifel ist das nicht die reale Welt.

Die mangelnde reale Erfahrung mit Wäldern – außerhalb von möglichst straßenähnlichen Waldwegen – lässt selbst die charakteristische Eigenheit des Waldes in der Trias von Feld, Wald und Wiesen verschwimmen. Mit dem Wald haben eigentlich nur mehr die Spezialisten für die Waldbearbeitung zu tun. Der Wald wird uns zu erholendem Tun präpariert, als solcher kommt er kaum noch ins Bewusstsein. Das Feld, die Wiesen und der Wald als unterschiedene und betretbare Bereiche der Landschaft sind seit etwa fünfzig Jahren mehr und mehr aus der Alltagserfahrung entschwunden. Menschen meines Alters, sofern sie vom Land kommen, sind wahrscheinlich die letzte Alterskohorte, die gerade noch das Ende des alten Waldlebens miterlebt hat. Wir haben uns noch als Truppen von Kindern im Wald herumgetrieben, ohne dass er für uns eigens präpariert war. Nun wird der Wald eher von außen oder allenfalls auf der sicheren Spur eines Wanderwegs wahrgenommen. Und auch den begeht man nicht so sehr um seiner selbst willen, sondern um seiner Fitness was Gutes zu tun. Dabei findet modernes Freizeittun eigentlich eher zufällig im Wald statt. Wald ist als solcher nicht mehr ein zentraler Ort des modernen Freizeitlebens: das zeigt schon die versuchte und inzwischen wieder unmodern gewordene Möblierung erreichbarer Wälder mit so genannten Trimm-dich-Pfaden. Wenn man heutzutage joggt, dann tut man das eigentlich nicht im Wald. Wir haben auf der anderen Seite gelernt, den Wald als eine Art Park zu lesen: So besuchen wir auch den Nationalpark, in dem uns der *Urwald* vorgeführt wird. Der Urwald als Park – eigentlich eine merkwürdige Geschichte. Ansonsten betrachten wir den Wald eher als etwas Ganzes von außen, selbst wenn wir ihn auf den wohl gebahnten Wegen durchschreiten. Das ist der Wald als ein Ort des modernen Tourismus. Er wird zwar als Bestandteil von freier Natur wahrgenommen, wird aber doch in diesem Kontext mehr und mehr gesehen als Hintergrund einer allgemeinen Wellness-Umgebung.

Nicht umsonst finden sich im 20. Jahrhundert vermehrt Bilder von der Stadt als *steinernem Wald*, in der die übermächtige Bedrohlichkeit des hoch Gewachsenen von allen Seiten auf ein eindringendes Objekt thematisiert wird. Als eine Art spiegelbildliche Erscheinung dazu bleibt, in veränderter Form, das Erbe zivilisationskritischer und romantischer Blicke auf die Welt.

Heutige Wald-Konstruktionen

Wald-Wörter

Wenn man daraufhin einmal durchsieht, mit welchen anderen Wörtern zusammen unser Wort *Wald* in einem großen Korpus der heutigen Sprache vorkommt (mit einem großen Anteil von Zeitungstexten),[10] dann fällt auf, dass es eine ungeheure Menge von Orts-, Flur- und Gebietsnamen gibt, in denen das Element *Wald* eine Rolle spielt, vom *Bayerischen Wald* über den *Odenwald*, den *Schwarzwald*, aber auch kleine Einheiten wie den *Veldensteiner Forst* [!] und Ortsbenennungen wie *Grünwald*. Wir wollen diese Spur einstweilen beiseite lassen.

In welche Gruppe alltagssprachlicher Wörter ist unser Wort *Wald* eingebettet? Um auf diese Frage eine Art Antwort geben zu können, habe ich mir von meinen Mitarbeitern die Wörter aus unserem elektronischen Korpus geschriebener deutscher Sprache heraussuchen lassen, bei denen *Wald* besonders häufig als Kontextpartner auftritt. Wir wollen dabei einmal Namensbestandteile beiseite lassen; wie *Thüringer*, – bei *Bayerischer* gibt es so viele andere Kontexte, dass *Wald* hier nicht sensitiv ist – aber auch andere Terminologismen (wie z. B. *Schutzgemeinschaft Wald*). Bei einer solchen groben Ausgliederung finden sich als besonders „waldsensitiv" die folgenden Wörter:

(7a) Substantive

Landschaft, *Wiese*, *Umwelt*, *Flur*, *Baum*, *Feld*, *Wild*, *Holz*, *Ökosystem*, *Lebensraum*, *Förster*, *Spaziergang*/*-gänger*, *Pfeifen*, *Schneise*, *Heide*, *Holzwirtschaft*, *Schnee*, *Tier*, *Leiche*, *Flamme*, *Gewässer*, *Weide*, *Fläche*, *Bach*, *Ackerland*, *Wanderung*, *Lich-*

tung, *Speicher*, *Jäger*, *Nähe*, *Wasser*, *Rodung*, *Pilz*, *Feuer*, *Natur*, *Wiesenfläche*, *Reh*, *Böschung*, *Geschichte*, *Fichte*, *Borkenkäfer*, *Schlacht*, *Erholungsraum*, *Busch*, *Harz*, *Ausflug*, *Raubbau*, *Jagd*, *Hütte*, *Naturschutzgebiet*, *Gartenabfall*, *Fels*, *Forst*, *Naturschutz*, *Brennholz*, *Zimmerer*, *Naherholungsgebiet*, *Streifzug*, *Wanderweg*, *Kuckuck*, *Feldweg*, *Baumstamm*, *Grillhütte*, *Tanne*, *Ostsee*, *Tann*, *Erholungsgebiet*, *Weinberg*, *Geländespiel*, *Eiche*, *Revierförster*, *Weidefläche*, *Bannwald*, *Exkursion*, *Weideland*, *Jägersmann*, *Müll*, *Axt*

(7b) Verben
angrenzen, *roden*, *abholzen*, *vernichten*, *hineinrufen* [!], *bedeckt*, *verirren*, *verstecken*, *zerstören*, *bewirtschaften*, *spazieren*, *vergraben*, *stürzen*, *flüchten*, *gefunden*, *gestürzt*, *schlägern*, *auffinden*, *verschneien*, *umgeben*, *entdecken*, *verscharren*, *brennen*, *aufforsten*, *verschwinden*, *verbrennen*

(7c) Adjektive
nah, *dunkel*, *wild*, *dicht*, *steil*, *licht*, *finster*, *gesund*, *naturnah*, *dick*, *schattig*, *herbstlich*, *tiefverschneit*, *steil*, *idyllisch*, *einsam*, *nächtlich*, *tropisch*, *winterlich*, *kühl*, *undurchdringlich*, *krank*, *stadtnah*, *forstlich*, *siech*, *artenreich*, *abgestorben*, *naturbelassen*, *intakt*, *steinern* [!]

Dagegen stellt sich das Bild der präferierten Partner umgekehrt vom Wort *Wald* aus gesehen folgendermaßen dar:

(8) Präferierte *Wald*-Partner
Wiesen, *Flur*, *Seen*, *Holz*, *mitten*, *abgeholzt*, *Feld*, *Tiere*, *Bäume*, *dicht*, *Abholzung*, *Wild*, *Landschaft*, *Buschbrände*, *angrenzenden*, *nah*, *Lebensraum*, *gerodet*, *verließen*, *heimischen*, *Ökosystem*, *umliegenden*, *Felder*, *dunkel*, *Nutzung*, *Schutz*, *Pfeifen* [!], *Raubbau*, *Rucksackverpflegung*, *nahegelegen*, *Förster*, *Bewirtschaftung*, *versteckt*, *spazieren*, *Schutzfunktion*, *streifen*, *verschneit*, *Berge*, *tropischen*, *Verjüngung*, *still*, *Weide*, *ausgedehnt*, *Spaziergang*, *stirbt*, *bewirtschaftet*, *Gewässer*, *Buschland*, *hineinruft*, *Parks*, *riesige*, *Schäden*, *Stämme*, *Heiden*, *durchkämmten*, *finsteren*, *Holzwirtschaft*, *rettet*, *Wiesenwege*, *Leiche*, *Auen*, *Jagd*, *Hügel*, *Lichtung*, *Wildschweine*, *Erholungsfunktion*, *unberührt*, *Aufforstung*, *Schneise*, *naturnah*, *lauter*, *Schnee*, *kleinstrukturiert*, *bedeckt*, *Böden*, *Reh*, *Erholungsgebiet*, *gefunden*, *Naturschutz*, *Sturmholz*, *durchstreifen*, *Forstamt*, *Schlussrast*, *tief*, *Forststraße*, *Seenlandschaft*, *Brennholz*

Das Bild sei durch eine Liste der Komposita vervollständigt, in denen das Wort *Wald* als ein Element auftritt (über 400 Belege):

(9) *Wald*-Komposita
Regenwald, *Waldstück*, *Waldbrände*, *Waldweg*, *Waldrand*, *Waldstraße*, *Waldbesitzer*, *Waldsterben*, *Waldgebiet*, *Waldsee*, *Waldboden*, *Waldfest*, *Blätterwald* [!], *Waldesruh*, *Waldarbeiter*, *Waldschäden*, *Schilderwald* [!], *Waldflächen*, *Waldwirtschaft*, *Waldvogel*, *Zauberwald*, *Mischwald*, *Schutzwald*, *Waldkindergarten*, *Waldspaziergang*, *Märchenwald*

Zusammenhänge

Wenn man diese Listen zu deuten versucht, ergibt sich eigentlich ein vergleichsweise distanziertes Bild vom deutschen Wald.[11]

Das Hauptaugenmerk in normalen geschriebenen Texten (mit einem hohen Zeitungsanteil) scheint darauf zu liegen, dass der Wald einer der normalen, erwartbaren Teile unserer – ländlichen – *Umwelt* ist. Er wird aber in diesen Texten dominant mit den Augen einer städtisch geprägten Kultur betrachtet, von außen. Er gehört ins Panorama der *Landschaft*, teils beschrieben durch die Lage neben *Wiese* und *Feld*, teils deren gehobener Zusammenfassung, *Flur*, gegenübergestellt (s. auch umgekehrt *Wiesen*, *Flur*, *Seen*, *Feld*).

(10) Der Wald im modernen Landschaftsbild

(10a) Wörter, die *Wald* an sich zieht
Bach, *Feld*, *Fels*, *Fläche*, *Flur*, *Forst*, *Gewässer*, *Heide*, *Landschaft*, *Natur*, *Wasser*, *Weide*, *Weidefläche*, *Weideland*, *Wiese*, *Wiesenfläche*

(10b) Wörter, die *Wald* mit sich bringen
Au, *Berge*, *Buschland*, *Feld*, *Flur*, *Gewässer*, *Heide*, *Hügel*, *Landschaft*, *Park*, *See*, *Seenlandschaft*, *Weide*, *Wiese*

(10c) komplexe Benennungen[12]
Waldflächen, *Waldgebiet*, *Waldsee*

Klar ist auch, dass er seiner Definition gehorcht – ‚größere Gruppe von Bäumen':

(11) Woraus der Wald besteht

(11a) *Baum*, *Baumstamm*, *Busch*, *Eiche*, *Fichte*, *Tanne*

(11b) *Bäume*, *Böden*, *Stämme*

(11c) *Mischwald*

Aber: „Wald", so heißt es in einem Beleg aus dem Jahr 1999, „besteht nicht nur aus Bäumen". Vielmehr müsse man in ihm das „Ökosystem Wald" sehen, das „nicht nur am Amazonas kippen könne".

(12) Der bedrohte Wald

(12a) *Bannwald*, *Borkenkäfer*, *Gartenabfall*, *Lebensraum*, *Müll*, *Naturschutz*, *Naturschutzgebiet*, *Ökosystem*, *Raubbau*, *Umwelt*

(12b) *Abholzung*, *Lebensraum*, *Naturschutz*, *Ökosystem*, *Raubbau*, *Schäden*, *Schutzfunktion*

(12c) *Regenwald*, *Schutzwald*, *Waldbrände*, *Waldschäden*, *Waldsterben*

Der Wald ist, haben wir gesehen, *Umwelt*, so dass es auch ein „Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft“ mit dem schönen Kürzel *Buwal* gibt. Wälder sind daher auch gerne *Bannwälder* oder *Schutzwälder*, jedenfalls etwas, was im politischen Interesse liegt, daher auch die prominente Stelle des Worts *Regenwald*. Vom *Zustand des Waldes* und der *Wälder* ist daher auch oft die Rede, *artenreich* und *naturbelassen* wünscht man ihn sich. Dem ökologisch geprägten Gesamtbild ist auch geschuldet, dass der Wald ein *Lebensraum* für *Tiere* sei, so richtig populär darunter ist aber eigentlich nur das *Reh*, gelegentlich sieht man offenbar einen *Waldvogel*. Dass es dort *Pilze* gibt, ist anzunehmen, an Bäumen kennt man *Fichte*, *Tanne* und *Eiche*.

(13) Pflanzen und Tiere

(13a) *Borkenkäfer*, *Eiche*, *Fichte*, *Pilz*, *Reh*, *Tanne*, *Tier*

(13b) *Reh*, *Tiere*, *Wildschweine*

(13c) *Waldvogel*

Ziel sei eine *Bewirtschaftung*, die einen „Kompromiss, der zwischen *Wald*, *Wild* und *Mensch* ausgleiche“, finden solle.

(14) Wirtschaftsformen

(14a) *Ackerland*, *Brennholz*, *Förster*, *Holz*, *Holzwirtschaft*, *Jagd*, *Jäger*, *Jägersmann*, *Revierförster*, *Rodung*, *Weidefläche*, *Zimmerer*

(14b) *Abholzung*, *Aufforstung*, *Bewirtschaftung*, *Brennholz*, *Forstamt*, *Förster*, *Forststraße*, *Holzwirtschaft*, *Nutzung*, *Raubbau*, *Sturmholz*, *Verjüngung*

(14c) *Waldarbeiter*, *Waldbesitzer*, *Waldflächen*

Im weiteren Sinn zur Bewirtschaftung gehört auch, dass der Wald das Bild einer *kulturnahen Natur* abgeben soll:

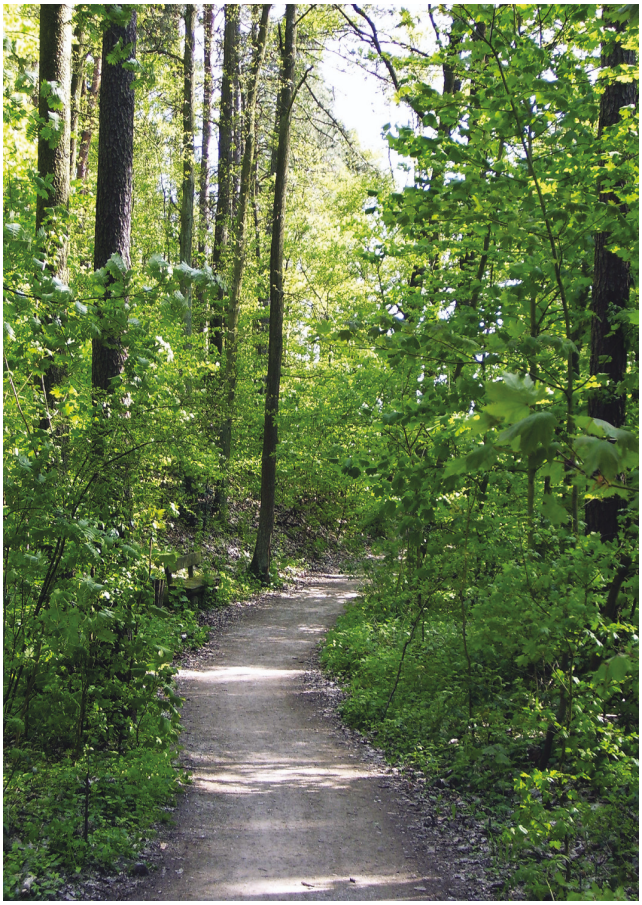
(15) Nahe Natur

(15a) *Spaziergang/-gänger*, *Wanderung*, *Nähe*, *Natur*, *Erholungsraum*, *Ausflug*, *Naherholungsgebiet*, *Streifzug*, *Wanderweg*, *Feldweg*, *Erholungsgebiet*

(15b) *nah*, *umliegend*, *nahegelegen*, *spazieren*, *Spaziergang*

(15c) *Waldspaziergang*

Naturnah soll er sein, der Wald,[13] aber auch *stadtnah*, (*umliegend* und *angrenzend* an Bekanntes), seine innere Struktur interessiert uns weniger, so sprechen wir schon selten von *Lichtungen*, insgesamt dominieren Adjektive der Abgeschlossenheit, *dunkel*, *wild*, *dicht*, *steil* sind die dominierenden Adjektive – das verblüffende *licht* passt vielleicht zu den *Blätterwäldern*, die einen Einwurf höherer Helligkeit wagen und vielleicht zum Traum des *Mischwaldes* passen. Ansonsten geht



Quelle: Kladu / pixelio.de

es gern um den Wald als Ganzes: *Waldstück*, *Waldgebiet*, *Waldflächen* dominieren den Blick. Fokussiert werden ansonsten die Wald-Tangenten: *Waldrand*, *Waldweg*, *Feldweg*, *Forststraße*, die häufigste Präposition ist *durch*. Das passt zu den als dominant angesprochenen Kontaktformen: Hier steht der *Förster* nach und neben dem *Spaziergänger*. Der bringt auf *Wanderungen* den Wald hinter sich, bei sich hat er *Rucksackverpflegung*, eine feste Insel im Wald ist ihm die *Waldwirtschaft*, wo man vielleicht *Waldfeste* feiert – aber vielleicht doch besser außerhalb des Waldes. Der Wald ist ein *Erholungsgebiet* konventioneller Art, es gibt dort – zur *Schlussrast* – auch *Grillhütten*. Von den Problemen des Waldes wissen wir, *Wald- und Buschfeuer* sind zwar bei uns selten, aber doch oft eine Zeitungsmeldung wert, der vom *Borkenkäfer* befallene Wald zeigt nicht nur deshalb *Schäden*, *Naturschutz* tut not, der Wald wird *abgeholzt*, *zerstört*, *vernichtet*, er *stirbt*.[14] Aber auch harmloser: Man findet auch *Gartenabfall*. Wenn es soweit kommt, dass abgeholzt wird, ist allerdings zumeist vom Regenwald die

Rede. Die Haltung zur *Nutzung*, zur *Bewirtschaftung* des Waldes, seiner *Pflege*, zu den *Förstern*, den *Waldarbeitern* ist ambivalent. *Aufforstung* und *Verjüngung* ist in Ordnung, Angst hat man vor *Raubbau*. Dass der Wald das Potential dazu hat, kalkulierbares Abenteuer zu bieten, zeigen Wörter wie *Waldkindergarten* oder *Geländespiel*, sein beruhigend-romantisches Potential scheint zudem kaum gebrochen. Eine ganze Reihe der Adjektive spricht davon: Er ist *kühl* und *schattig*, *verschneit* und *idyllisch*. Zudem ist er ganz häufig, was oben nicht dokumentiert wurde, *unser* Wald. Dass sich ansonsten allerlei Obskures findet, ist vermutlich der Häufung von Polizeimeldungen in Zeitungen geschuldet: *Leichen* werden *verscharrt*, *vergraben* und *entdeckt*, Wälder *durchsucht*. Andererseits *flüchtet* und *rettet* man sich zu Kriegszeiten nach wie vor in die Wälder.

Das alles ist sehr vielfältig: *man sieht*, könnte man sagen, *den Wald vor lauter Bäumen nicht*. Aber nicht nur diese Wendung haben wir dem Wald entlehnt und zur festen Redensart gemacht. Das scheinbar unerschrockene *Pfeifen im Wald* ist offenbar außerordentlich häufig – hat *Pfeifen* in unsere Listen gebracht. Entsprechendes lässt sich wohl von der Wendung sagen, dass es *aus dem Walde herausschalle, wie man hineinrufe*. *Wie die Axt im Wald* benehme sich außerdem jemand, der sich eben nicht so gut benimmt.[15] Der Wald als eine Menge von Bäumen gibt dann auch den Grund für metaphorische Übertragungen: Der Autofahrer ist manchmal im *Schilderwald* so verloren wie Hänsel und Gretel im wirklichen, und im journalistischen *Blätterwald* rauscht es wie in den Wipfeln der Bäume.

Fünf Verwendungszentren

Wenn man versucht, die so umrissenen Trends der Verwendung zu systematisieren, gibt es Ähnlichkeiten und auch Differenzen zu dem oben geschilderten traditionellen Bild zu vermelden.

1) Der Wald wird nach wie vor als Teil unserer Landschaft verstanden, allerdings sind die beruflich-landwirtschaftliche Praxis und damit die Innensicht des Waldes verschwunden. Der Wald repräsentiert eine Option des nahen Fremden.

2) Der Gesamtsicht entspricht die Interpretation unter Systemgesichtspunkten, sei es aus ökologischer (Lebensraum) oder funktionaler (Erholungsgebiet) Sicht. Diese Sichtweisen entsprechen stark einer städtischen Distanz.

3) Der Wald wird in seiner ästhetischen Schönheit, seinem fremdartigen Reiz und als Ikone für traditionelle Festlichkeit (Weihnachten) gepflegt und geschätzt.

4) Das Wirtschaften im Wald ist weithin an Spezialisten abgegeben und wird insgesamt mit Skepsis betrachtet.

5) „Wir“ kümmern uns um den Wald, nicht nur um den unseren, die nationale Deutung des Waldes spielt kaum mehr eine Rolle.

Wie immer die Ähnlichkeiten sein mögen – tatsächlich hat sich die Art der einschlägigen Kategorien gar nicht so grundsätzlich geändert. Der Unterschied liegt darin, dass in unseren von den Traditionen des Lebens auf dem Lande weithin getrennten Lebensweisen die Präferenzen auf der jeweiligen gesellschaftlichen Wahl beruhen. Der Wald ist in verschiedene Diskurse des modernen Lebens eingegangen, in intertextuellen Bezügen entfaltet er seine symbolische Kraft, aus der verschiedene Lebensstile unterschiedliche Bedeutungen für sich selbst ziehen.[16]

Anmerkungen

***** Der Vortragsstil wurde beibehalten.

[1] Aus der Internetpräsentation der Zeitschrift GEO.

[2] Dass das unser intertextuelles Gedächtnis prägt, zeigen die in Rilkes Karussell-Gedicht auftauchenden Hirsche.

[3] Dabei ist das Räuber-Sein nicht immer so negativ konnotiert; davon zeugen die Geschichten von den edlen Räubern wie die Lieder („Ja im Wald, da sind die Räuber“); vgl. auch Wilhelm Hauffs „Wirtshaus im Spessart“ und das ambivalente Bild von Schmugglern und Wilderern.

[4] Dieses deontische Konzept ist erläutert in Hermanns (1991).

[5] Das Gedicht heißt ja: „Der Jäger Abschied“. Hier zitiert nach Eichendorff 1996, S. 125/26.

[6] Die aber gleichzeitig vielen Völkern als Symbol nationaler Stärke gilt, in Frankreich auch als Freiheitsbaum.

[7] Dieses Bild wird entsprechend ergänzt durch Hochgebirgs- und Meeres-Romantizismen, dem wollen wir aber wegen der Konzentration auf unser Thema nicht nachgehen. Zur Konstruktion von Ländlichkeit im 19. Jahrhundert vgl. Eichinger 1998.

[8] Vgl. z.B. auch Kobells „Der Brandner Kaspar schaut ins Paradies“; typisch ist natürlich auch die soziale Zugehörigkeit dieser Autoren zum Beamten-Bürgertum.

[9] Texte (4a) und (4b) zitiert nach der Internet-Textsammlung „Projekt Gutenberg“.

[10] Ermittelt aus den Korpora des IDS mittels des Recherchesystem COSMAS II; ich danke meinen Mitarbeiterinnen Katrin Steyer und Meike Lauer, die für mich die Recherche durchgeführt haben. Zur Bedeutung solcher Kollokationen s. Eichinger 2004.

[11] Das Adjektiv *deutsch* ist bei anderen Wörtern so viel häufiger, dass es im Kontext von Wald nicht als bemerkenswert aufscheint.

[12] Auch in den folgenden Beispieltripeln sind die a), b) und c)-Belege entsprechend verteilt.

[13] Die weiteren Gruppen zeigen keine so großen Umfänge, so dass ihre erneute Dokumentation weniger interessant ist; zudem handelt es sich z.B. zum Teil ausschließlich um die Adjektive.

[14] Das Wort *Waldsterben* ist offenbar nicht mehr so häufig, dafür die Redensart: „Wenn der Wald stirbt, stirbt der Mensch."

[15] Es ist offenkundig, dass nicht nur in diesen festen Redensarten wahrscheinliche sprachliche Partner aufgerufen werden, auch sonst fallen uns wahrscheinliche Kollokationen ein; vgl. dazu Eichinger 2004.

[16] Die Unvereinbarkeiten dieser Punkte entsprechen der Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft in Milieus, die durch geteilte Lebensstile gekennzeichnet ist; zu diesem Konzept vgl. Schulze 1996.

Literatur

Bausinger, Hermann (2000): Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? München: Beck.

Eichendorff, Joseph von (^{5}1996): Werke in einem Band, hg. v. W. Rasch. München / Wien: Hanser.

Eichinger, Ludwig M. (1983): Der Kampf um das Hochdeutsche. Zum 200. Todestag des Oberpfälzer Sprachforschers C. F. Aichinger (1717-1782), in: Sprachwissenschaft 8, S. 188-206.

Eichinger, Ludwig M. (1998): Dialekt – ein Identitätssymbol im Sprachwandel, in: St. Hirsch (Hrsg.): Heimatbewußtsein unbewußt. Das Bedürfnis nach Heimat und seine Entstehung. München: Bezirk Oberbayern, S. 163-181.

Eichinger, Ludwig M. (2004): Von Köpfen, Nägeln und anderen guten Bekannten, in: K. Steyer (Hrsg.): Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. (= IDS Jahrbuch 2003) Berlin / New York: de Gruyter, S. 1-15.

Gottsched, Johann Christoph (1968): Ausgewählte Werke I, hg. v. J. Birke. Berlin: de Gruyter.

Hermanns, Fritz (1991): „Umwelt". Zur historischen Semantik eines deontischen Wortes. In: Busse, Dietrich (Hg.): Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels. Tübingen: Niemeyer, S. 235-259.

Schulze, Gerhard (^{2}1996): Erlebnisgesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.

Storm, Theodor (1988): Werke in einem Band, hg. v. P. Goldammer. München / Wien: Hanser.

Thoma, Ludwig (1960): Ausgewählte Werke in drei Bänden, Band 1. München: Piper.

Der Autor ist Direktor des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.

Verabschiedung von Eva Teubert

von Gisela Zifonun

Liebe Eva, liebe Kollegen, Gäste, Freunde,

meine heutige Aufgabe liegt mir am Herzen, sie wird aber durch die Häufung unterschiedlicher Rollen und Funktionen, in denen ich mich hier sehe, durchaus nicht einfacher.

In erster Linie bin ich natürlich hier in Vertretung der Leitung des Instituts. In zweiter Linie fühle ich mich aber auch als eine der wenigen übrig gebliebenen Wegbegleiter aus frühen IDS-Jahren berufen, etwas zu sagen, und an dritter aber freilich nicht letzter Stelle ist Eva Teubert mir eine liebe Freundin, der ich mich ganz besonders verbunden fühle.

Lass mich, lassen Sie mich zuallererst etwas offiziöser sprechen: Eva Teubert, die erste und bisher einzige Leiterin der IDS-Bibliothek, ist im Rahmen eines Germanistik- und Romanistik-Studiums an der Universität Heidelberg schon 1968 als studentische Hilfskraft ans IDS gekommen. Sie hat dann, angeregt durch den damaligen Institutsleiter Ulrich Engel, eine Ausbildung zur Diplombibliothekarin gemacht, offiziell heißt das: Sie war Anwärterin für den gehobenen Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken an den Universitäten Mannheim und Heidelberg und hat im Herbst 1973 die entsprechende Prüfung abgelegt. Sie ist dann ab 1.10.1973 als Bibliotheksangestellte in den Dienst des IDS getreten. Seit 1974 bis zum heutigen Tage ist sie Leiterin der Bibliothek. Das heißt, sie hat die heute 80.000 Bände und ca. 500 Print-Zeitschriften umfassende Bibliothek praktisch aus dem Nichts aufgebaut. Als sie kam, so sagte sie mir, gab es ein Regal mit mediävistischer Literatur. In der kleinen Geschichte der Bibliothek kann man nachlesen, dass es zum Bibliotheksaufbau eine Starthilfe der Thyssen-Stiftung gab. Als Grundbestand kam dann bald die

Privat-Bibliothek von Otto Basler hinzu, auch nicht unbedingt ein Ausbund an moderner Sprachwissenschaft, sondern überwiegend spannenden Fragen wie etwa der Onomasiologie im Begriffsfeld der Preiselbeere gewidmet. Welche Aufgabe hier zu leisten war, bis diese Bibliothek ihren heutigen Ausbau erreicht hat als eine der bestausgestatteten germanistisch-linguistischen Bibliotheken der Republik, das sollten wir uns vor Augen halten. In erster Linie ist das Eva Teuberts Leistung. Oder um es anders zu sagen: Eva Teubert

Prof. Dr. Gisela Zifonun bei der Abschiedsrede für Eva Teubert

war, ist die IDS-Bibliothek. Dass diese Bibliothek ein einladender Ort ist, einer der zum Arbeiten, Lesen, Stöbern anregt und verlockt, auch dies verdanken wir ihr. Was die effiziente, aber unbürokratische Führung für die hier arbeitenden Wissenschaftler bedeutet, weiß ich natürlich aus eigener Erfahrung. Was wir, was ich sinnvollerweise wünsche, das wird beschafft und was ich brauche, das darf sogar – Präsensbibliothek hin oder her – ganz bei mir vor Ort präsent sein, solange kein anderer es braucht. Was wäre erfolgreiche Wissenschaft ohne gute Literaturversorgung: Eva weiß das bestens.

Natürlich ist das nur ein Teil Deiner Meriten. Das zweite große Betätigungsfeld ist, wie wir wissen und wie viele der Anwesenden hier bezeugen können, die Betreuung und Beratung von Gästen, Stipendiaten, Gastwissenschaftlern, Studenten: Auf jeden ist Eva Teubert, wenn er dies wünschte, zugegangen und eingegangen. Und diese Betreuungstätigkeit war so individuell zugeschnitten, dass sie oft eine Einladung zu Hause, gemeinsame Kino- und Theaterbesuche und, und, und umfasste. Man kann sagen, Eva hat dafür gesorgt, dass die IDS-Gäste sich hier nicht verloren und vereinsamt gefühlt haben. Vielleicht kann sie uns ja selbst noch verraten, Gäste aus welcher und wie vieler Herren Länder sie über die Jahre hin betreut hat. Jedenfalls hat sich die Welt in Evas Bibliothek getroffen und so unsere Arbeit ein bisschen welthaltiger gemacht. Erwähnen möchte ich auch, dass Eva irgendwann in den 80ern beim Aufbau einer Bibliothek an der Fremdsprachenhochschule in Tianjin (finanziert durch die VW-Stiftung) mitgewirkt hat – wenn ich mich recht erinnere, ging es da noch einigermaßen abenteuerlich zu.

Eva Teubert hat ihre Kompetenzen im Hinblick auf den angemessenen und professionellen Umgang mit der deutschen Schriftsprache auch über die Bibliothek hinaus im IDS eingesetzt. Ich erinnere nur daran, dass sie lange Jahre die Schriftleitung von Reihen des IDS innehatte und auch die Festschrift für Ulrich Engel zu dessen 80. Geburtstag redigiert hat. Daneben ist sie, man höre und staune, Herausgeberin der literarischen Zeitung „van Goghs Ohr“ – Sie wissen schon: das abgeschnittene linke oder vielleicht auch rechte, das dann verloren ging und erst im Raum der Fiktion wieder auftaucht. Nach außen hin vertritt Eva Teubert das IDS als stellvertretende Vorsitzende des Arbeitskreises Bibliotheken und Informationseinrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft und sie ist Mitglied des Hauptvorstandes der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Lasst mich jetzt noch einmal zurückdenken und zurückblicken auf unseren gemeinsamen Weg. Als ich 1973 an das IDS kam – ich war damals ausgelagert in die IDS-Außenstelle in Bahnhofsnähe – befand

Eva Teubert bei ihrer Dankesrede

sich die IDS-Bibliothek in dem Gebäudekomplex am Friedrichsplatz; das IDS hatte die Räume des Duden übernommen. Wenn ich meiner schwachen Erinnerung trauen kann, dann war das ein großer, von Buchregalen umgebener Sitzungs- und Leseraum im 1. Obergeschoss, an den sich einige mehr oder weniger enge und düstere Gelasse und Nebenräume anschlossen. Eines davon war auch Eva Teuberts Zimmer, und ich erinnere mich an manche, mir konspirativ erscheinende Sitzungen in diesem engen Gemach, an längst aus dem Umfeld des IDS entschwundene Gestalten, an ebenso

gute Freundinnen wie Ingeborg Zint und Ursula Hoberg, mitten unter ihnen Eva Teubert. Jedenfalls war das IDS damals ein noch nicht ganz erwachsenes, ambitioniertes Provisorium in einem verwinkelten, unübersichtlichen, fast kafkaesken Gemäuer, das aber durchaus architektonische und vor allem persönliche Highlights hatte, eines davon zweifelsohne die Bibliothekarin, die eben nicht nur Bibliothekarin war, sondern eine zentrale Figur, ein Kristallisationspunkt, interessiert an allen Belangen des IDS und weit darüber hinaus.

Lassen Sie mich noch ein bisschen weiter zurückgehen. Bei unserer sich überlappenden Studienzeit in Heidelberg haben sich unsere Wege nur selten gekreuzt. Aber es bleibt mir die Erinnerung an eine attraktive, eine schöne junge Frau in bewegter Zeit, später die Erinnerung an rauschende Feste in der Rheinhäuserstraße oder in H7.

Liebe Eva, sicher sind Dir die wiederkehrenden Topoi in den Reden zu Deinem Lobe aufgefallen, und ich versichere Dir: Ich habe sie nicht erst nachträglich in der Nacht in meine Rede eingeschmuggelt: Eva als Verkörperung der IDS-Bibliothek, Eva und die Gäste, Eva und das Engagement, Eva und die Ästhetik. Wenn wir diese Punkte wiederholen, so unterstreicht das nur ihren Wahrheitsgehalt.

Liebe Eva, ich möchte Dir und mir den Abschied, der ja nur ein dienstlicher, kein persönlicher ist, nicht zu schwer machen. Ich weiß, dass Du über all Deine Pflichten hinaus viel gesellschaftliches Engagement zeigst, das Dir bleibt. Daneben sind viele Freundschaften, eine Partnerschaft zu pflegen. Mir persönlich wünsche ich, dass mir weiterhin Deine liebe, einfühlsame Freundschaft zuteil wird.

Trotzdem: Du wirst uns hier fehlen. Deine Stimme, das markante Identifikationszeichen, wird nur noch selten durch diese heiligen Hallen schallen, und wir werden das bedauern.

Ad multos annos und danke!!

Die Autorin ist Leiterin der Abteilung Grammatik und stellvertretende Direktorin des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.

IDS-Bibliothek unter neuer Leitung

Seit dem 1. Juli 2008 wird die Bibliothek des Instituts für Deutsche Sprache von Monika Pohlschmidt geleitet. Monika Pohlschmidt (Dipl.-Bibl., M. A.) hat an

Die neue Leiterin der Bibliothek: Monika Pohlschmidt

der Fachhochschule in Köln Bibliothekswesen und an der Universität zu Köln Germanistik, Pädagogik und Philosophie studiert. Sie arbeitete von 1987 bis 1995 als Diplom-Bibliothekarin in der Bibliothek des Instituts für deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln.

Von 1994 bis 1995 war sie als freie Mitarbeiterin bei der Arbeitsstelle für Kinder- und Jugendliteratur beschäftigt, wo sie am Projekt „Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur“ mitgearbeitet hat. Von 1995 bis 1997 war sie als Sachgebietsleiterin des Bereichs „Dokumentation“ beim AOK Bundesverband in Bonn tätig. 1997 wechselte Frau Pohlschmidt zur ecmc, Europäisches Zentrum für Medienkompetenz GmbH <www.ecmc.de>, die im selben Jahr als Public Private Partnership-Unternehmen mit Gesellschaftern aus dem öffentlichen und dem privaten Bereich vom Land Nordrhein-Westfalen gegründet worden ist. Neben dem Aufbau und der Leitung der Abteilung „Dokumentation und Information“ hat sie hier in vielen Projekten zum Themenbereich Medienkompetenz gearbeitet, so u. a. am „Grundbaukasten Medienkompetenz“ <www.mekonet.de> und an der „Datenbank der Medienkompetenzprojekte NRW <www.medienkompetenz-projekt-nrw.de/>.

(red.)

Fotos: Annette Trabold

Von Aufzügen, Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung, Feuerzeugen und Präservativen für Männer

Was einem Gesetzesredaktor bei der Umsetzung von EU-Recht so alles begegnet

von Markus Nussbaumer

Einleitung

Alles muss sicher sein. Und darum ist alles rechtlich geregelt. Die Aufzüge sind geregelt – in der Schweiz sagen wir zwar *Lift*, aber die entsprechende Verordnung heißt doch „Aufzugsverordnung" (vom 23.6.1999, SR 819.13[1]), weil sie vieles aus der „Aufzugsrichtlinie" der Europäischen Union (vom 29. Juni 1995, ABl. L 213 vom 7.9.1995[2]) übernimmt. Die Schweiz übernimmt überhaupt ganz viel Gemeinschaftsrecht, ohne Mitglied der EU zu sein. Wir nennen das den „autonomen Nachvollzug" und meinen damit, dass wir das Recht nicht aufgrund vertraglicher Bindung übernehmen müssen – juristisch gesehen also aus freien Stücken, eben autonom. Wir übernehmen es aber natürlich aus purer wirtschaftlicher Notwendigkeit und können dabei nicht einmal mitbestimmen, sodass der „autonome Nachvollzug" doch ein ziemlicher Euphemismus ist. Thema dieses Beitrages sind die redaktionell-sprachlichen „Herausforderungen", die dieser Nachvollzug für uns mit sich bringt. „Uns" meint die rechtsetzend Tätigen in der Schweiz, zu denen ich mich zähle; ich arbeite in der Redaktionskommission der schweizerischen Bundesverwaltung als Gesetzesredaktor. Diese Redaktionskommission begleitet sämtliche Rechtsetzungsprojekte, steht ihnen in sprachlich-redaktioneller Hinsicht bei; ich komme am Ende dieses Beitrags auf die Kommission zu sprechen.

Alles muss sicher sein

Alles muss sicher sein. Und darum ist alles rechtlich geregelt. Die Aufzüge sind geregelt. Gewisse Teile von Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung sollten einstmals in der EU geregelt werden im „Vorschlag für eine Richtlinie des Rates zur Angleichung der Rechtsvorschriften der Mitgliedstaaten über hinter dem Führersitz montierte Umsturzvorrichtungen mit zwei Pfosten für Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung" (ABl. C 123 vom 9.5.1983, S. 1). Das führt schon auf ein erstes Problem, das in den Titeln der EU-Rechtserlasse sichtbar wird: Da wird oftmals extrem „kleinräumig" und detailversessen legiferiert. Wie reagiert man als „Rechtsunterworfener", wenn man gewahr wird, dass der Staat eine Regelung erlässt nicht etwa generell über die Sicherheit von *Kleintraktoren* – so würden wir in der Schweiz diese „Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung" nennen –, sondern nur über Kleintraktoren mit Luftbereifung und nur über deren Umsturzvorrichtung, und zwar nur, soweit diese aus zwei Pfosten besteht und hinter dem Führersitz montiert ist? Wie reagiert man? Belustigt vielleicht, ungläubig, fassungslos, bald aber auch verzweifelnd, von Ohnmachtsgefühlen beschlichen angesichts des Dschungels an Recht, der einem sich da auftut, sobald man nur bedenkt, aus wie vielen sicherheitsrelevanten Teilen Schmalspurzugmaschinen mit Luftbereifung außer den besagten Umsturzvorrichtungen sonst noch bestehen.

Alles ist rechtlich geregelt. Die Feuerzeuge sind geregelt – in der Schweiz in einer Verordnung, die mit ihrem Titel den EU-Kunstwerken in nichts nachsteht: „Verordnung über Gegenstände für den Schleimhaut-, Haut- und Haarkontakt sowie über Kerzen, Streichhölzer, Feuerzeuge und Scherzartikel" (vom 23.11.2005, SR 817.023.41). Dieser Titel ist selber schon fast ein Scherzartikel und lässt nichts Gutes ahnen. Ich komme sogleich darauf zurück.

Und die Präservative für Männer sind ... – nein, halt, die waren geregelt, im Anhang 4 zur Medizinprodukteverordnung (vom 24.1.1996, AS 1996 987[3]). Auch das war eine Übernahme von EU-Recht. Aber diesen Anhang gibt es leider nicht mehr – und damit ging der Schweizer Gesetzgebung einer ihrer Höhepunkte verloren. Denn das mit den Präservativen für Männer ging so – ich zitiere diesen Anhang:

> Anhang 4: Anforderungen an Präservative für Männer.
> Ziffer 3: Definitionen:
>
> Sichtbares Loch: ein Loch im Präservativ, das bei normaler oder korrigierter Sehschärfe erkennbar ist.

Nicht sichtbares Loch: ein Loch im Präservativ, das bei normaler oder korrigierter Sehschärfe nicht erkennbar ist und dadurch nachgewiesen wird, dass das Rollen eines mit 300 ml Wasser (oder Elektrolytlösung) gefüllten Präservativs auf gefärbtem Filtrierpapier sichtbare Spuren von Nässe hinterlässt, wobei die gesamte Oberfläche des Präservativs mit dem Filtrierpapier in Berührung kommt.

Hier hat der Verordnungsgeber ein regelrechtes Sprachkunstwerk geschaffen, eine Definition des sichtbaren und des unsichtbaren Lochs im Präservativ. Dabei geht es bei genauerem Zusehen eigentlich um etwas ganz anderes: Präservative müssen sicher, das heißt dicht sein. Und ob sie dicht sind, muss geprüft werden. Und dies macht man, indem man sie stichprobenweise mit Elektrolytlösung füllt … und so weiter. Wie kommt es, dass man dies nicht so sagt, sondern über eine Definition des sichtbaren und des unsichtbaren Lochs? Da muss eine bestimmte fachkommunikative Tradition mit Macht am Werk sein: die Regelung über Begriffsbestimmungen. Ihr muss sich eine unvoreingenommene Redaktionskommission mit Macht engegenstellen. Ich komme darauf zurück.

Feuerzeuge

In besagter Verordnung über die Feuerzeuge und die Scherzartikel war bis anhin die Sicherheit von Feuerzeugen mit folgender Bestimmung geregelt:

Art. 25 Feuerzeuge

[1] […]

[2] Als Brennstoff dürfen Benzin oder Flüssiggase wie Propan oder Butan verwendet werden.

Eine Norm, die an Schlichtheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig lässt. Vor diesem Absatz 2 aber sah sich der Verordnungsgeber genötigt zu sagen, was ein Feuerzeug ist. Und das geht so:

Art. 25 Feuerzeuge

[1] Feuerzeuge sind Geräte zur Erzeugung einer Flamme, entzündet an Funken, welche durch mechanische Reibung an einem Zündstein oder durch Ausnutzung piezoelektrischer Effekte ausgelöst werden.

[2] […]

Eine Legaldefinition! Legaldefinitionen sollten dann verwendet werden, wenn Ausdrücke nicht der Alltagssprache oder der Fachsprache der Adressatinnen und Adressaten eines Gesetzes angehören oder wenn ihre Bedeutung allzu unscharf und deshalb – „zum Zwecke des Gesetzes“, wie es dann jeweils heißt – geschärft werden soll. Man fragt sich, ob dies hier der Fall ist.

Jedenfalls kam nun vor Kurzem aus dem Gesundheitsamt (dieses befasst sich in der Schweiz mit Feuerzeugen) ein Vorschlag zu einer Ergänzung der Bestimmungen über Feuerzeuge, angestoßen durch eine Entscheidung der EU-Kommission (ABl. L 198 vom 20.7.2006); diese sollte nun mehr oder minder wörtlich in die schweizerische Verordnung übernommen werden. Dabei war gleich ein Mehrfaches vorgesehen:

Schritt 1: Die bestehende Legaldefinition sollte erweitert werden, und zwar so (neu ist Abs. 1[bis]):

Art. 25 Feuerzeuge

[1] Feuerzeuge sind Geräte zur Erzeugung einer Flamme, entzündet an Funken, welche durch mechanische Reibung an einem Zündstein oder durch Ausnutzung piezoelektrischer Effekte ausgelöst werden.

[1bis] Sie dienen zum beabsichtigten Anzünden von Raucherartikeln wie Zigaretten, Zigarren und Pfeifen sowie von Gegenständen wie Papier und Dochten von Kerzen und Laternen.

War schon die ursprüngliche Legaldefinition in Absatz 1 Ausdruck eines Misstrauens in die natürliche Sprache und ihre Sprecherinnen und Sprecher, so frisst sich dieser Virus hier offensichtlich weiter. Der Effekt beim unvoreingenommenen Leser: Eigentlich weiß ich doch, was ein Feuerzeug ist. Warum sagt man mir das so wortreich? Meint man hier mit *Feuerzeug* vielleicht etwas anderes, als ich mit dem Wort bisher verband? Aber was denn? – Wer Misstrauen in die Sprache sät, wird Verunsicherung ernten. „Trop de précision tue la précision!“

Schritt 2: Neu sollen nicht nachfüllbare Feuerzeuge eine Kindersicherung aufweisen. Nachfüllbare nicht, denn von ihnen wird vermutet, dass ihr Besitzer sie – da sie teuer sind – umsichtig behandelt und nicht einfach wegwirft. Im Entwurf kam die neue Bestimmung so daher:

[1ter] Nicht nachfüllbare Feuerzeuge müssen mit einer Kindersicherung nach Absatz 1[quater] versehen sein. Als solche gelten Feuerzeuge, die nicht während ihrer gesamten Lebensdauer von mindestens 5 Jahren nachfüllbar sind.

Abgesehen vom irreführenden Anschluss *als solche* liegt hier eine Formulierung vor, die möglicherweise verunglückt ist (falsche Position des *nicht*?) und vor allem in ihrem ganzen Sinn rätselhaft bleibt: Ein Feuerzeug ist nicht nachfüllbar, wenn es eine Lebensdauer von mindestens fünf Jahren hat und während dieser Zeit nicht nachfüllbar ist? Man wird den Verdacht nicht los, es könnte Feuerzeuge geben, die nach fünf Jahren Gebrauch plötzlich nachfüllbar werden könnten, also

irgendwie sich verändern, sich entwickeln, leben… Unheimlich, geradezu.

Schritt 3: Dann wurde versucht zu definieren, was *kindergesichert* heißt. Das ging so:

> [1quater] Als kindergesichertes Feuerzeug gilt ein Feuerzeug, das durch seine Konstruktion und Beschaffenheit so hergestellt wurde, dass es unter den üblichen oder vernünftigerweise vorhersehbaren Verwendungsbedingungen von Kindern unter 51 Monaten nicht betätigt werden kann. Diese Verwendungsbedingungen sind durch den erforderlichen Kraftaufwand, die konstruktive Beschaffenheit, den Schutz des vorhandenen Zündmechanismus oder aufgrund der Komplexität oder Ablauffolge in der Handhabung zur Erzeugung der Flamme vorgegeben.

Dreierlei fällt auf: Zunächst wiederum eine kuriose Formulierung: Wie kann etwas „durch seine Konstruktion und Beschaffenheit so hergestellt sein, dass …“? Zum Zweiten beobachten wir hier den Versuch, einen alltagssprachlichen Begriff (*Kind*) zu schärfen, indem man sich in eine Zahl flüchtet: 51 Monate! Als würden alle Kinder genau mit 51 Monaten einen großen Schritt in ihrer Entwicklung tun. Das gleiche Muster an Hilflosigkeit kennen wir aus der EU-Spielzeugdefinition:

> Spielzeug: Als Spielzeug gelten alle Erzeugnisse, die dazu gestaltet oder offensichtlich bestimmt sind, von Kindern im Alter bis 14 Jahren zum Spielen verwendet zu werden. (ABl. L 187 vom 16.7.1988)

Zum Dritten finden wir im Beispiel mit der Kindersicherung im zweiten Satz das bekannte Abgleiten des Normtextes ins Deskriptive, ins Erläuternde, ins Illustrative. „Lex iubeat, non doceat, non disputet!“ So heißt ein Grundsatz guter Rechtsetzung seit dem antiken römischen Recht: Das Gesetz soll befehlen, es soll nicht belehren, es soll nicht diskutieren.

Schritt 4: Es gibt offenbar besonders gefährliche Feuerzeuge, und die sollen vom Markt verschwinden. Im Entwurf kam das so daher:

> [2bis] Feuerzeuge dürfen nicht hergestellt, eingeführt oder abgegeben werden:
>
> a. in Form von Spielzeugen (Modellauto, Märchen- oder Comic-Figuren usw.) oder ähnlichen Produkten mit Unterhaltungseffekten (Blinken oder Abspielen einer oder mehrer Melodien);
> b. als Imitation eines flüssigen oder festen Lebensmittels, in typischer Lebensmittelverpackung (als verkleinerte Getränkedose) oder sonstigen Gegenstandes (z.B. Waffe, Uhr, Telefon, Musikinstrument);
> c. als menschliche Figuren oder Teile davon.

Den Grammatikfehler übergehen wir hier. Was fällt auf? Eine extreme Wirklichkeitsnähe. Man sieht förmlich den Autor der Bestimmung, wie er an einem großen Schreibtisch sitzt, vor sich Dutzende von mehr oder weniger originellen Feuerzeugen, und nun verzweifelt bemüht ist, diese unbändige gestalterische Kreativität in einer juristischen Norm zu bändigen. Das scheint ihm noch halbwegs zu gelingen; er fasst das Ganze in drei Kategorien: (a) Spielzeuge; (b) Lebensmittel, Lebensmittelverpackung oder sonstige Gegenstände; (c) menschliche Figuren oder Teile davon. Innerhalb der Buchstaben geht dem Autor der Text durch, er gerät ins Aufzählen, Beispiel reiht sich an Beispiel. Die Übergenauigkeit wird etwa dort unfreiwillig komisch, wo vom Abspielen „einer“ oder „mehrerer Melodien“, von „flüssigen oder festen Lebensmitteln“ oder von „menschlichen Figuren oder Teilen davon“ die Rede ist.

Da hilft nur eines: Einen Schritt zurückmachen und nach der Ratio Legis fragen! Was soll das? Die Bestimmung will verhindern, dass Feuerzeuge auf den Markt kommen, die in zweierlei Hinsicht gefährlich sein können: Man kann sie mit andern Gegenständen des täglichen Gebrauchs verwechseln. Oder sie üben – vor allem auf Kinder – eine besondere Anziehungskraft aus. Die Redaktionskommission (s. unten) hat deshalb folgende Bestimmung vorgeschlagen:

> Feuerzeuge mit einem Unterhaltungseffekt dürfen nicht hergestellt, eingeführt oder abgegeben werden. Ein Feuerzeug hat einen Unterhaltungseffekt, wenn es nach einem andern Gegenstand (Spielzeug, Lebensmittel, Comicfigur, Körperteil usw.) gestaltet ist oder zusätzliche Effekte (Blinken, Töne usw.) produziert.

In dieser Form ist die Bestimmung hinlänglich abstrakt: Sie fasst das, was nicht sein darf, unter den gemeinsamen Begriff des Unterhaltungseffekts. Das macht sie flexibel genug und zukunftsoffen. Mit den Klammerzusätzen wird sie aber doch hinlänglich konkret. Die Bestimmung, so denken wir, deckt alles ab, was mit ihr erfasst werden soll, während der Entwurfstext Gefahr läuft, von der Wirklichkeit sehr bald überholt zu werden, sodass die Gesetzgebung ihr durch laufende Änderungen hinterherhecheln muss. Man stelle sich den armen Autor dieser Bestimmung vor, wie er nach seinem dreiwöchigen Urlaub zurückkommt – und die lieben Kolleginnen und Kollegen haben ihm in der Zwischenzeit wieder ein paar neue lustige Feuerzeuge auf seinen Schreibtisch gelegt. Er müsste sich unverzüglich an eine Revision der Bestimmung machen!

Die Probleme mit dem EU-Recht: Legaldefinitionen und anderes

Wenn wir in der Schweiz EU-Recht autonom nachvollziehen, kommt es regelmäßig zu einem „Cultural Clash". Zwei Rechtsetzungskulturen prallen aufeinander. Wenn wir dann in Brüssel der EU-Kommission verständlich machen müssen, dass unsere Verordnung, obschon sie ganz anders aussieht als die entsprechende EU-Richtlinie oder -Verordnung, normativ äquivalent ist, so haben wir damit zunehmend große Mühe. Die „Swiss Legislation Philosophy", als die wir unsere Art, Recht zu setzen, dann jeweils zu verkaufen suchen, kommt nicht gut an.[4] Es ist diese schweizerische Art, Recht zu setzen, vor deren Hintergrund uns so vieles am EU-Recht befremdet.

Ich habe es schon angesprochen: Die „kleinräumige" Rechtsetzung, die in den Titeln der Rechtsakte widerscheint. Mit den Titeln von EU-Rechtsakten kann man lange bunte Abende füllen. Ein besonders krasses Beispiel ist das folgende:

> Verordnung (EG) Nr. 2592/1999 der Kommission vom 8. Dezember 1999 zur Änderung der Verordnung (EG) Nr. 1826/1999 zur Änderung der Verordnung (EG) Nr. 929/1999 zur Einführung vorläufiger Antidumping- und Ausgleichszölle auf die Einfuhren von gezüchtetem Atlantischen Lachs mit Ursprung in Norwegen im Fall bestimmter Ausführer, zur Einführung vorläufiger Antidumping- und Ausgleichzölle auf die Einfuhren von solchem Lachs im Fall bestimmter Ausführer, zur Änderung des Beschlusses 97/634/EG zur Annahme von Verpflichtungsangeboten im Zusammenhang mit dem Antidumping- und dem Antisubventionsverfahren betreffend die Einfuhren von solchem Lachs und zur Änderung der Verordnung (EG) Nr. 772/1999 des Rates zur Einführung endgültiger Antidumping- und Ausgleichszölle auf die Einfuhren von solchem Lachs. (ABl. L 315 vom 9.12.1999, S. 17)

Diese Titel lassen schon anklingen, was in den Rechtsakten dann ein dominanter Grundzug ist: Die detailversessene Regelungswut. Es darf nichts unerwähnt bleiben, aus der Angst heraus, es bleibe dann ungeregelt. Das ist dem Willen zur Rechtsvereinheitlichung geschuldet, der keine Schlupflöcher für Einzelstaatlösungen offen lassen will; es zeugt aber auch von einem großen Misstrauen in die vernünftige Rechtsanwendung.

Das andere Problem habe ich schon angesprochen: Der extensive Gebrauch von Legaldefinitionen, die ein Misstrauen in den „vernünftigen Sprachgebrauch" offenbaren, mit dem Resultat einer Sprachverunsicherung bei den Adressatinnen und Adressaten. Muss man zum Beispiel *amtliches Bescheinigen* definieren?

> Amtliches Bescheinigen: das Verfahren, durch das die zuständige Behörde oder die zuständigen Kontrollstellen mit der entsprechenden Befugnis auf schriftliche, elektronische oder gleichwertige Weise die Einhaltung der Bestimmungen bestätigen. (ABl. L 191 vom 28.5.2004)

Muss man *Umhüllung* im Lebensmittelbereich definieren?

> Umhüllung: das Platzieren eines Lebensmittels in eine Hülle oder ein Behältnis, die das Lebensmittel unmittelbar umgeben, sowie diese Hülle oder dieses Behältnis selbst. (ABl. L 139 vom 30.4.2004)

Muss man *luftdicht verschlossener Behälter* definieren?

> Luftdicht verschlossener Behälter: Behälter, der seiner Konzeption nach dazu bestimmt ist, seinen Inhalt gegen das Eindringen von Gefahren zu schützen. (ABl. L 139 vom 30.4.2004)

Wenn ja, dann aber doch nicht so, denn was da im Definiens steht, ist vielleicht die Beschreibung einer Hutschachtel, die den Hut, den sie birgt, vor der Gefahr des Zerdrückens schützt, aber doch nicht die eines luftdicht verschlossenen Behälters.

Ganz ratlos lässt uns auch so etwas:

> Im Sinne der Anhänge dieser Verordnung bedeuten Ausdrücke wie „erforderlichenfalls", „geeignet", „angemessen" und „ausreichend" im Hinblick auf die Ziele dieser Verordnung erforderlich, geeignet, angemessen und ausreichend. (ABl. L 139 vom 30.4.2004)

Und dann fallen bei den Legaldefinitionen, und nicht nur dort, oft Unsorgfältigkeiten, rechtsetzungstechnische Mängel auf:

> Im Sinne dieser Richtlinie gilt als „Aufzug" ein Hebezeug, das zwischen festgelegten Ebenen mittels eines Fahrkorbs verkehrt, der
>
> – zur Personenbeförderung
>
> – zur Personen- und Güterbeförderung
>
> – sofern der Fahrkorb betretbar ist (d.h. wenn eine Person ohne Schwierigkeiten in den Fahrkorb einsteigen kann) und über Steuerelemente verfügt, die im Innern des Fahrkorbs oder in Reichweite einer dort befindlichen Person angeordnet sind, nur zur Güterbeförderung bestimmt ist und an starren Führungen entlang fortbewegt wird, die gegenüber der Horizontalen um mehr als 15° geneigt sind.
>
> Aufzüge, die nicht an starren Führungen entlang, aber nach einem räumlich vollständig festgelegten Fahrverlauf fortbewegt werden, fallen ebenfalls in den Anwendungsbereich dieser Richtlinie (z. B. Aufzüge mit Scherenhubwerk). (ABl. L 213 vom 7.9.1995)

Durch diese Legaldefinition steigt keiner und keine im ersten Angang durch, und vermutlich bleiben auch noch nach dem vierten oder fünften Versuch Fragezeichen, welche Dinge denn nun genau Aufzüge „im Sinne dieser Richtlinie“ sein sollen. Man müsste diesen Satz ganz anders bauen. In der entsprechenden schweizerischen Verordnung (SR 819.13) ist er anders gebaut, einfacher sicher, aber eine gewisse Nähe zur europäischen Definition musste beibehalten werden, sonst wäre der schweizerische Text durch die Äquivalenzprüfung gefallen:

> Aufzug: ein Hebezeug, das zwischen festgelegten Ebenen mittels eines Fahrkorbs an starren Führungen entlang mit einer Neigung gegenüber der Horizontalen von mehr als 15º bewegt wird, zur Beförderung von:
>
> 1. Personen,
>
> 2. Personen und Gütern,
>
> 3. Gütern, sofern der Aufzug auch vom Innern des Fahrkorbs aus von einer Person bedient werden kann.

Unsorgfältig sind die Formulierungen oft im Detail, hier etwa „ein Hebezeug verkehrt mittels eines Fahrkorbs zwischen festgelegten Ebenen“ (so auch in der schweiz. Umsetzung). Der Aufzug als Ganzer ist das Hebezeug; es besteht aus Aufzugsschacht, Führungsschienen, Seil oder anderem Antrieb und Fahrkorb. Dieses ganze *Zeug* verkehrt nicht zwischen Ebenen, verkehren tut nur der Fahrkorb.

Schließlich ist in der Definition der EU der zweite, abgesetzte Satz typisch für einen mangelhaften Umgang mit Legaldefinitionen: Die Formulierung „Aufzüge, die nicht an starren Führungen entlang […] bewegt werden“ ist im Lichte der vorangehenden Definition ein Widerspruch in sich. Das, wovon dieser Satz spricht, ist per definitionem eben gerade kein Aufzug, denn es wird nicht an starren Führungen entlang bewegt. Also müsste man sagen „Hebezeuge, die […]“. Das führt dann allerdings auf das Problem, dass die Aufzugsrichtlinie nicht nur Aufzüge regelt, sondern gewisse weitere Hebezeuge wie zum Beispiel Scherenhubwerke.

Unsorgfältig ist auch der folgende Umgang mit Legaldefinitionen. Da wird im Lebensmittelrecht definiert, was *Verarbeitung* heißt, und gleich anschließend, was ein *unverarbeitetes Erzeugnis* ist (ich zitiere aus dem Entwurf einer schweizerischen Übernahme):

> Verarbeitung: eine wesentliche Veränderung des ursprünglichen Erzeugnisses, beispielsweise durch Erhitzen, Räuchern, Pökeln, Reifen, Trocknen, Marinieren, Extrahieren, Extrudieren oder durch eine Kombination dieser Verfahren.
>
> Unverarbeitete Erzeugnisse: Lebensmittel, die keiner Verarbeitung unterzogen wurden, einschliesslich Erzeugnisse, die geteilt, ausgelöst, getrennt, in Scheiben geschnitten, ausgebeint, fein zerkleinert, enthäutet, gemahlen, geschnitten, gesäubert, garniert, enthülst, geschliffen, gekühlt, gefroren, tiefgefroren oder aufgetaut wurden.

Man sollte meinen, dass man, wenn man *Verarbeitung* definiert hat, nicht noch definieren muss, was *unverarbeitetes Erzeugnis* ist. Bei genauerem Zusehen erkennt man, dass hier tatsächlich in der zweiten Legaldefinition (*unverarbeitetes Erzeugnis*) die erste fortgesetzt wird; war die erste positiv gehalten, ist die zweite nun negativ gefasst, was in der Technik der Legaldefinitionen oft vorkommt. Darum unsere Fassung im Schweizer Recht:

> Verarbeitung: eine wesentliche Veränderung des ursprünglichen Erzeugnisses, beispielsweise durch Erhitzen, Räuchern, Pökeln, Reifen, Trocknen, Marinieren, Extrahieren, Extrudieren oder durch eine Kombination dieser Verfahren; ein Lebensmittel gilt nicht als verarbeitet, wenn es geteilt, ausgelöst, getrennt, in Scheiben geschnitten… [etc.] .(Lebensmittel- und Gebrauchsgegenständeverordnung vom 25.11.2005, SR 817.02)

Schließlich ist es eine große legislatorische „Sünde“, über Legaldefinitionen materielle Bestimmungen in ein Gesetz hineinzuschmuggeln. Das kommt im EU-Recht leider sehr oft vor (ich zitiere wiederum aus dem Entwurf der schweizerischen Übernahme):

> Verantwortliche Person: diejenige Person, welche in einem Lebensmittelbetrieb die oberste Verantwortung für die Produktesicherheit hat; ist keine solche bestimmt, ist die Unternehmensleitung verantwortlich.

Spätestens nach dem Semikolon merkt man, dass hier nicht Ausdrücke definiert werden, sondern materiell Recht gesetzt wird. Unsere Fassung:

> Art. 3 Verantwortliche Person
>
> [1] Für jeden Lebensmittelbetrieb ist eine Person zu bezeichnen, welche neben der Unternehmensleitung die oberste Verantwortung für die Produktesicherheit im Betrieb trägt (verantwortliche Person).
>
> [2] Ist keine solche bestimmt, so ist die Unternehmensleitung für die Produktesicherheit des Lebensmittelbetriebs verantwortlich. (Lebensmittel- und Gebrauchsgegenständeverordnung vom 25.11.2005, SR 817.02)

EU-Rechtsakte schlagen uns manchmal die Wörter aus der Hand – nicht nur uns Schweizern den *Lift* (Aufzug). Ein Rätsel ist mir zum Beispiel, warum es in der besagten Aufzugsrichtlinie neuerdings nicht mehr wie bisher heißen darf „Diese Richtlinie gilt nicht für Bühnenaufzüge“, sondern heißen muss:

> Diese Richtlinie gilt nicht für […] Hebezeuge zur Beförderung von Darstellern während künstlerischer Vorführungen. (ABl. L 157 vom 9.6.2006)

Was gewinnen wir an Präzision, wenn wir das bekannte Wort *Bühnenaufzug* durch „Hebezeug zur Beförderung von Darstellern während künstlerischer Vorführungen“ ersetzen? Wir handeln uns damit auf jeden Fall ein neues Problem ein: Was ist denn, wenn das Hebezeug während einer Probe eingesetzt wird? Gilt dann die Richtlinie plötzlich? „Trop de précision tue la précision.“

Die EU-Rechtsakte bevölkern unsere Sprache mit seltsamen Kunstwörtern, eben mit *Schmalspurzugmaschinen auf Rädern* oder mit *Medizinprodukten* oder mit *Biozidprodukten*.

Weitere Eigenheiten von EU-Rechtsakten, die uns erheblich zu schaffen machen und die mit Sicherheit auch die Verständlichkeit dieser Texte massiv beeinträchtigen, sind die Flut an internen Verweisen (eine Stelle im Gesetz verweist auf eine andere im gleichen Gesetz), die sich obendrein oft als Verweiskaskaden herausstellen (an der Stelle, auf die verwiesen wird, wird wiederum auf eine weitere Stelle verwiesen). Jeder Verweis höhlt die Textstelle aus, in der er steht, ist sie doch erst zu verstehen, wenn man die Stelle, auf die verwiesen wird, mitliest. Bei einer Verweiskaskade gerät man gewissermaßen in einen Strudel: Man muss nicht mehr nur eine, oftmals an sich schon schwierige Textstelle verarbeiten, sondern zwei, drei, vier… Der „Arbeitsspeicher“ platzt, man versteht nicht mehr.

Der „Arbeitsspeicher“ platzt ohnehin oft beim Lesen von Bestimmungen im EU-Recht, weil sie extrem lang und in sich verschachtelt aufgebaut sind. Ein solches Beispiel haben wir schon bei der Aufzugsdefinition gesehen. Man kann eine beliebige Richtlinie oder Verordnung der EU zur Hand nehmen und findet rasch weitere Beispiele. Oft sind es wahre Kunstwerke an komplexer Normsatzkonstruktion, getrieben vom Willen, alles in einem Satz zu sagen, die aber nur verstehen kann, wer sich die Mühe macht, das Ganze mehrmals zu lesen und akribisch in seine Einzelteile zu zerlegen.

Herausforderungen

Rechtsetzung, die etwas auf redaktionell-sprachliche Qualität und auf Verständlichkeit[5] hält, stand schon immer vor großen Herausforderungen. Das hat mit der eigenartigen Funktion – Recht setzen – und mit den Gegenständen dieser Texte – der Regelungsmaterie – zu tun. Die Herausforderungen nehmen eindeutig zu. Die zunehmende Übernahme von EG-Recht und internationalem Recht in das Landesrecht sind ein wesentlicher Grund dafür. Es gibt andere, gewissermaßen hausgemachte. Zu nennen wären etwa:

- Die zu regelnden Lebenssachverhalte nehmen an Komplexität zu.

- Der politische Wille, nicht alle und alles über einen Kamm zu scheren, sondern den vielgestaltigen Wirklichkeiten und Situationen durch eine hoch differenzierte und fein austarierte Normierung zu begegnen, führen zu immer komplexeren Regelungen.

- Rechtsetzung geschieht zunehmend unter Zeitdruck, hektisch; es fehlt die Ruhe und der lange Atem, der nötig ist für überlegte, umsichtige Gesetzgebung. Oftmals werden Gesetze schon wieder verändert, bevor sie in Kraft gesetzt wurden.

- Wir beobachten heute gelegentlich ein gestörtes Gefüge der Gewalten. Die Legislative misstraut der Exekutive und der Judikative und stopft daher alles und jedes in das Gesetz hinein, um den Spielraum der andern Gewalten zu minimieren.

Dies alles bedroht gerade in der Schweiz Traditionen einer möglichst klaren, einfachen, „völkstümlichen“, am Verständnis breiter Kreise der Bevölkerung orientierten Rechtsetzung, die auch den „Mut zur Lücke“ hat.[6] Diese Tradition spricht etwa Eugen Huber in seinen Erläuterungen (von 1902) zum Entwurf des schweizerischen Zivilgesetzbuches (in Kraft getreten 1912) an:

> Man mag noch so sehr von der Notwendigkeit der juristischen Ausbildung der Beamten überzeugt sein, die zur Anwendung der Gesetze berufen sind, so enthält das Gesetz nach unserem heutigen Rechte doch niemals nur eine Anweisung an die Beamten, wie sie gegebenen Falles zu verfahren hätten. Es will sich an Alle wenden, die ihm unterworfen sind. Die Gebote des Gesetzgebers müssen daher, soweit dies mit dem speciellen Stoff verträglich ist, für (sic!) jedermann oder doch für die Personen, die in den gesetzlich geordneten Beziehungen in einem Berufe thätig sind, verstanden werden können. Ihre Sätze müssen auch für die nicht fachmännisch ausgebildeten Personen einen Sinn haben, wenngleich der Fachmann jederzeit mehr daraus wird entnehmen können, als die andern. Das ist es vornehmlich, was man die volkstümliche Redaktion eines Gesetzes zu nennen pflegt.

Für diese Tradition einer einfachen, verständlichen, volkstümlichen Rechtsetzung in der Schweiz gibt es vermutlich verschiedene Gründe. So kennt die Schweiz in Politik und Recht eine sehr lange und bis heute andauernde Miliztradition, eine Laientradition – in der Rechtsetzung (Parlament) wie in der Rechtsprechung (Richterinnen und Richter). Es gibt ausgeprägte Elemente der direkten Demokratie – Volksabstim-

mungen auch über Gesetze, an der Urne (neuerdings brieflich und über Internet), Gemeindeversammlungen und sogar auf Kantonsebene Reste der alten Landsgemeinden – und schließlich die traditionelle Mehrsprachigkeit des Schweizer Rechts: Dass der Zwang, Recht in mehreren Sprachen zu fassen, der redaktionell-sprachlichen Qualität dieses Rechts förderlich ist, wurde immer wieder festgestellt und lässt sich vermutlich auch beweisen.[7] Dass dies in der EU möglicherweise nicht so ist, muss institutionelle Gründe haben und liegt vermutlich auch an der übergroßen Zahl von EU-Amtssprachen.

Anwältin für die Verständlichkeit

Natürlich fällt Einfachheit, Klarheit, Verständlichkeit, Volkstümlichkeit des Rechts nicht einfach vom Himmel. Dafür muss man hart arbeiten, gegen all die Kräfte, von denen wir gesehen haben, dass sie der Erreichung des Ideals mit Macht entgegenwirken. Es braucht dafür institutionelle Vorkehrungen. In der Schweiz haben wir seit dreißig Jahren eine Institution mit dem Namen „verwaltungsinterne Redaktionskommission". Der Name ist so peppig, dass wir ihn abkürzen und die Institution VIRK nennen, die Redaktionskommission, die etwas bewirkt. Ihre alleinige Aufgabe ist es, sich mit aller Kraft gegen entfesselte Rechtsetzungsabsurditäten zu wehren und den Anliegen der künftigen Normadressatinnen und -adressaten im Prozess der Entstehung von Gesetzen Gehör zu verschaffen und eine Stimme zu geben. So ganz nebenbei fördert die Arbeit der VIRK übrigens nicht nur die Verständlichkeit für die künftigen Leserinnen und Leser der Normtexte, sondern sie zwingt auch die Verfasserinnen und Verfasser der Gesetzesentwürfe zur Klärung ihrer Gedanken. Ich will hier abschließend in aller Knappheit die prägenden Eigenschaften der VIRK skizzieren:[8]

- Die VIRK setzt sich zusammen aus „Sprachlern" und aus Juristinnen und Juristen (die nicht vom zuständigen Fachamt sind, sondern von der Rechtsetzungsbegleitung des Bundesamtes für Justiz).

- Es ist eine von Geschäft zu Geschäft neu zusammengesetzte kleine Gruppe zwischen zwei und einem halben Dutzend Personen. Nur in dieser Größe kann man fruchtbar über Texte reden und redaktionell arbeiten.

- Die VIRK hat die Funktion der ersten Leserin, die in die Sache und die politischen Kämpfe nicht involviert ist und unvoreingenommen, von außen, an die Texte herantritt. Sie stellt Fragen, macht Bemerkungen; insbesondere stellt sie um, formuliert sie um, streicht, ergänzt. Dies nicht in der Absicht, den Inhalt zu verändern, aber ihn in einem besser strukturierten, widerspruchsfreien, lückenlosen, richtig perspektivierten, kohärent formulierten, möglichst einfachen und übersichtlichen Text zum Ausdruck kommen zu lassen.

- Die VIRK greift oftmals sehr tief in die Texte ein. Sie kann dies, weil sie ihre Arbeit beginnt, wenn ein Text auch inhaltlich noch im Fluss ist, wenn noch nicht alle inhaltlichen Diskussionen geführt und alle Kompromisse geschlossen sind. Und sie macht ihre Arbeit nicht bloß einmal, sondern begleitet die Texte auch über die folgenden Etappen bis zur Verabschiedung.

- Die VIRK hat ihren festen und mittlerweile auch unangefochtenen Platz im Verfahren. Sie muss zu jedem Entwurf einer Verfassungsbestimmung, eines Gesetzes oder einer Ausführungsverordnung (egal, welcher Stufe) angehört werden.

- Die VIRK kann nicht einfach kritisieren oder ihre Vorstellungen mit Macht durchsetzen. Vielmehr muss sie vormachen, dass man es anders und besser machen kann, und sie muss für ihre Vorschläge argumentieren. Das verschafft ihr Kredit. Auch wenn für die Autorinnen und Autoren die redaktionelle Stellungnahme oftmals schmerzlich ist und im Augenblick Mehrarbeit bedeutet, so spüren sie doch, dass durch den redaktionellen „Widerstand" der VIRK sich ihre Gedanken klären und der Text, „ihr" Produkt, besser wird; und sie können die Arbeit der VIRK deshalb annehmen.

- Die Textarbeit der VIRK ist über weite Strecken diskursiv, findet im Gespräch statt. Zunächst im Gespräch zwischen den linguistischen und den juristischen Mitgliedern über den Entwurf, und anschließend im Gespräch zwischen der VIRK und dem Fachamt. Dieses Reden über Texte ist für die Qualität der Texte ungeheuer produktiv. Im Gespräch findet man in aller Regel die überzeugende Lösung.

- In der Schweiz mit ihrem mehrsprachigen Recht ist Redaktionsarbeit oft zweisprachig: am deutschen und am französischen Text parallel. Diese mehrsprachige Annäherung an einen normativen Gehalt wirkt sich sehr positiv auf die sprachliche Qualität der Texte aus.[9]

Vergleichbare Institutionen sind in der EU-Kommission dem Vernehmen nach angedacht und in Teilen realisiert.[10] Und in Deutschland, so hört man, gibt es seit

Kurzem sehr ernsthafte Versuche, etwas Ähnliches zu schaffen.[11] Wir würden uns in der Schweiz sehr darüber freuen. Nicht zuletzt deshalb, weil ja – wie wir gesehen haben – Rechtsetzung zunehmend ein internationales Unterfangen ist und die europäischen Staaten (zu denen ich auch die „autonome" Schweiz zähle) zusammenspannen müssen, wenn es besser werden soll.

Anmerkungen

[1] Die stets aktuelle Fassung der Gesetze und Verordnungen des schweizerischen Rechts findet sich im Internet in der Systematischen Rechtssammlung (SR) unter der entsprechenden SR-Nummer: <www.admin.ch> Bundesgesetze.

[2] Das Gemeinschaftsrecht findet sich im Internet unter <www.europa.eu> Dokumente -> EUR-LEX. Anders als das schweizerische Recht ist das EU-Recht nur selten in aktualisierten, konsolidierten Fassungen zugänglich.

[3] AS = Amtliche Sammlung des Bundesrechts (<www.admin.ch> Bundesgesetze). Da die Verordnung durch die neue Medizinalprodukteverordnung von 2001 aufgehoben worden ist, findet man sie nicht mehr in der Systematischen Rechtssammlung, sondern muss auf die Amtliche Sammlung (wöchentlich erscheinendes Gesetzesblatt) zurückgreifen.

[4] Allerdings durften wir im Oktober 2007 in Brüssel an einem Seminar unsere Prinzipien der Rechtsetzung vorstellen. Das stieß auf großes Interesse und man hat gespürt: Die EU würde es gerne in Teilen ähnlich machen. Aber die Bedingungen, unter denen in der EU Recht geschaffen wird, sind extrem schwierige und der textuellen Qualität der Rechtsakte sicher nicht förderliche. Die EU unternimmt aber sehr große Anstrengungen in „better regulation" und es ist auch einiges besser geworden in den letzten Jahren: <ec.europa.eu/governance/better_regulation/index_de.htm>.

5 Der Anspruch auf Verständlichkeit von Gesetzen, unter Jurist/innen und Linguist/innen keineswegs unumstritten, wurde in den letzten Jahren intensiv diskutiert. Die Diskussionsbeiträge sind schön versammelt in „Recht verstehen" (2004). In dem Band habe ich auch meine Position in dieser Diskussion dargelegt. Vgl. auch Nussbaumer (2008a, 2008b).

[6] Ausführlicher Nussbaumer (2008c).

[7] Vgl. Hauck (2004). „Mehrsprachige Gesetzesredaktion: Last oder Gewinn?" war der Titel der wissenschaftlichen Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Gesetzgebung im Jahre 2001 (vgl. „Die mehrsprachige Gesetzesredaktion" (2001)).

[8] Geschichte, Funktion und Arbeitsweise der VIRK habe ich ausführlich dargestellt in Nussbaumer (2007) mit Hinweisen auf weitere Beiträge, in denen sich auch viele Beispiele aus unserer Redaktionsarbeit finden. Vgl. auch Nussbaumer (2008a, 2008b). Im Internet unter <www.bk.admin.ch> Themen -> Sprachen -> Qualitätssicherung finden sich das Reglement der VIRK und einige weitere Informationen.

[9] Vgl. Hauck (2004): Die mehrsprachige Gesetzesredaktion (2001).

[10] Vgl. die Bemühungen der EU um „better regulation": <ec.europa.eu/governance/better_regulation/index_de.htm>.

[11] Vgl. die Berichte über zwei Tagungen der Gesellschaft für deutsche Sprache (Nov. 2006 in Berlin, Nov. 2007 in Halle) in: Der Sprachdienst 1/2007, S. 1 und 31 ff.; Der Sprachdienst 6/2007, S. 238 ff.; im Bundesministerium der Justiz läuft seit 2007 ein Projekt zur Schaffung einer Redaktionskommission (Zypries 2007), und aus der Mitte des Deutschen Bundestages kommen Initiativen auf Schaffung eines Redaktionsstabs (bzw. Ausbau des bestehenden) im Parlament (Schröder / Würdemann 2007).

Literatur

Die mehrsprachige Gesetzesredaktion (2001): Die mehrsprachige Gesetzesredaktion: Last oder Gewinn? Beiträge der wissenschaftlichen Jahrestagung 2001 der Schweizerischen Gesellschaft für Gesetzgebung. In: LeGes 2001/3, S. 13-32 (<www.leges.ch>).

Hauck, Werner (2004): Übersetzer in öffentlichen Verwaltungen als Mitdenker des Autors. Viel ungenütztes Potenzial. In: M. Forstner / H. Lee-Jahnke (Hrsg.): Internationales CIUTI-Forum: Marktorientierte Translationsausbildung. Bern: Lang, S. 211-224.

Nussbaumer, Markus (2008a): Der Verständlichkeit eine Anwältin! – Die Redaktionskommission der schweizerischen Bundesverwaltung und ihre Arbeit an der Gesetzessprache. Erscheint in: Sprache und Recht. Mannheim: Dudenverlag 2008. (=Thema Deutsch, Bd.9).

Nussbaumer, Markus (2008b): Über den Nutzen der Spracharbeit im Prozess der Rechtsetzung. Erscheint in: Felder, Ekkehard /.Müller, Marcus (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Berlin / New York.

Nussbaumer, Markus (2008c): „… was man die volkstümliche Redaktion eines Gesetzes zu nennen pflegt". Einblicke in die schweizerische Gesetzessprache. Erscheint 2008 in: Sprachspiegel (Zs. des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache).

Recht verstehen (2004): Recht verstehen. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht. Hrsg. v. Kent Lerch. Berlin / New York: de Gruyter 2004 (= Die Sprache des Rechts. Bd. 1).

Schröder, Ole / Würdemann, Christian (2007): Verständlichere Gesetzessprache – Institutionalisierung der Sprachprüfung im Gesetzgebungsverfahren. In: Zeitschrift für Rechtspolitik 40/7, S. 231-234.

Zypries, Brigitte (2007): Juristendeutsch. Handwerkszeug oder Herrschaftsmittel? In: Der Sprachdienst 1/2007, S. 2-8.

Der Autor ist in der Schweizer Bundeskanzlei Leiter der Zentralen Sprachdienste, Sektion Deutsch.

Geisteswissenschaft im Dialog

„Umbruch ’68? – Überlegungen zu Politik, Gesellschaft, Sprache und Literatur“

Im Rahmen des Projekts „Geisteswissenschaft im Dialog“ fand am 28.05.2008 am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim die Podiumsdiskussion „Umbruch ’68? – Überlegungen zu Politik, Gesellschaft, Sprache und Literatur“ statt. „Geisteswissenschaft im Dialog“ ist ein gemeinsames Projekt der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften und der Leibniz-Gemeinschaft, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird.

Die Bilder der Jahre 1967/68 haben sich tief in das kollektive Gedächtnis eingegraben: Schahbesuch und Studentendemonstrationen, die Kommune I, Herbert Marcuse in Berlin, Rudi Dutschke vor dem Amerika-Haus in Frankfurt, die Proteste gegen die Springer-Presse, Beate Klarsfeld ohrfeigt Bundeskanzler Kiesinger usw. Doch umstritten ist die „Geschichte“, die zwischen den einzelnen Ereignissen Zusammenhang stiftet und die sie in einem „Gesamtbild Bundesrepublik“ deutbar macht: Vollzog sich in diesen Jahren eine zweite zivile Nach-Gründung der bundesdeutschen Demokratie, oder waren sie der Humusboden terroristischer Gewalt? Initiierten sie eine emanzipatorische Kultur oder einen Werteverfall?

Im Hintergrund solcher Deutungsversuche steht immer auch die Frage nach dem Selbstverständnis der Bundesrepublik: nach dem „eigentlichen“ Beginn ihrer Demokratie, nach einer Wertung der Adenauer-Zeit auf der einen, der frühen sozialliberalen Ära auf der anderen Seite – und nicht zuletzt nach heutigen Entwicklungen.

Diesen Ereignissen der Jahre, deren Chiffre ‘68 ist, spürten Prof. Dr. Udo Wengst, Prof. Dr. Heidrun Kämper, Prof. Dr. Jürgen W. Falter und Prof. Dr. Susanne Komfort-Hein unter der sachkundigen Moderation von **Eberhard Reuß** aus dem SWR-Studio Mannheim nach. Im Zentrum ihrer Diskussion standen die Bewertung des Traditionsbruchs, der in Literatur und Film, Politik, Musik und Alltagskultur behauptet, provoziert oder vollzogen wurde, und die Bewertung der Entstehung der „Demokratisierung“ der verschiedenen Lebensbereiche um das Reden und Handeln sowie die Bedeutung von ‘68 für den Diskurs über Kunst und Literatur.

Udo Wengst, der stellvertretende Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München (IfZ), der dort das Forschungsprojekt „Reform und Revolte. Politischer und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland in den 1960er und frühen 1970er Jahren“ leitet, stellte die These auf, „dass es keine Epochenzäsur gegeben und deswegen auch nur eine marginale unmittelbare Wirkung der 68er gegeben hat“. Dass erst „die Revolte der 68er ein Umdenken herbeigeführt und den Anstoß zur Modernisierung der Gesellschaft gegeben“ habe, bezweifelt Wengst. Denn bereits die 1950er Jahre wären durch Modernisierungsschübe gekennzeichnet – sowohl im Hinblick auf die Politikgestaltung als auch auf gesellschaftliche und mentale Veränderungsprozesse. Diese seien am Ende der 1950er und zu Beginn der 1960er Jahre beschleunigt worden. Die 1970er Jahre wären zunächst durch eine Reformeuphorie gekennzeichnet. Diese sei aber bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts verpufft, und an ihre Stelle sei mehr und mehr ein Krisenmanagement getreten. Dabei wären die gesellschaftlichen und mentalen Wandlungsprozesse dieser Jahre weniger tief greifend, als angestrebt und von vielen Zeitgenossen erwartet oder befürchtet worden sei. Dies sei auf das Handeln staatlicher Institutionen, auf die sich verschlechternden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und die in kurzen Zeiträumen begrenzte Möglichkeit grundsätzlicher Veränderungen mentaler Dispositionen zurückzuführen.

Auch die Ergebnisse des von Wengst am IfZ betriebenen Forschungsprojekts „Reform und Revolte“ liefen darauf hinaus, „in den 68ern eher ‚Bewegte als Beweger‘ oder lediglich ‚Thematisierungsagenten‘ zu sehen. Zu fragen ist allerdings nach der langfristigen Wirkung der 68er. Der von diesen postulierte und sodann durchgeführte Marsch durch die Institutionen hat möglicherweise entscheidend zu den mentalitätsgeschichtlichen Wandlungen beigetragen, die die bundesdeutsche Gesellschaft über die Jahrzehnte seit den 1970er Jahren verändert haben. Unabhängig hiervon hat dieser Marsch dazu beigetragen, dass die Diskussion um die Wirkungsmächtigkeit von 1968 bis heute zu einem großen Teil von den 68ern selbst bestimmt und geprägt wird.“

Die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, **Heidrun Kämper**, die derzeit das von der DFG geförderte Forschungsprojekt „Zeitreflexion 1967/1968“ leitet, vertritt dagegen die Position, dass 1968 durchaus als ein Umbruch bezeichnet werden könne. „Ende der 60er Jahre ging es um Demokratie, um die vorfindliche, in den zwanzig Nachkriegsjahren gefestigte parlamentarische Regierungsform der verachteten bürgerlichen Kanzlerde-

mokratie, und um die vorgestellte, die aus den Lehren des Sozialismus abgeleitete direkte Demokratie von unten. Die Frage, ob der Demokratiediskurs der APO ein Umbruchphänomen darstellt, hat eine diskurs- und eine begriffsgeschichtliche Perspektive. Diskursgeschichtlich sollte die Idee Demokratie als Lebensform, die bereits in der frühen Nachkriegszeit der Gesellschaft den demokratischen Weg zeigen sollte, dazu dienen, demokratisches Bewusstsein herzustellen. Begriffsgeschichtlich sind es Bestimmungsstücke und definitorische Elemente, die die Idee der Rätedemokratie wieder aufnehmen."

Deswegen formuliert Heidrun Kämper als Ergebnis: „Unabhängig davon, dass die studentische Protestbewegung kein neues Demokratiekonzept vorgelegt hat, kann ihr Demokratiekonzept deshalb als Umbruchphänomen beschrieben werden, weil es der Idee von Partizipation und Kritik verpflichtet ist. Es setzt auf Kommunikation, auf aufgeklärte Vernunft und auf Unmittelbarkeit – das ist eine rationalisierte und fundamentalisierte Demokratieversion."

Die Diskussionsrunde (v.l.n.r.): Prof. Dr. U. Wengst, Prof. Dr. S. Komfort-Hein, E. Reuß, Prof. Dr. H. Kämper, Prof. Dr. J. Falter

Jürgen Falter, Universitätsprofessor der Politikwissenschaft und Dekan des Fachbereichs Sozialwissenschaften, Medien und Sport an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, stellt fest, dass das im Nachhinein von vielen Vertretern der damaligen Studentenrevolte gezeichnete Bild nostalgisch und beschönigend sei. „Die anarchistischen, marxistischen, teilweise auch orthodoxen, ja dogmatischen bis totalitären Politikvorstellungen der damaligen Aktivisten werden dabei gerne unterschlagen; stattdessen wird eine liberalisierende, gesellschaftsmodernisierende Wirkung der 68er-Revolte postuliert. Die Aktionsformen der 68er waren alles andere als demokratisch. Sie stellen geradezu eine Verneinung aller liberal-demokratischen Regeln zur Austragung politischer Konflikte dar. Insbesondere in den Universitäten wurden eher an totalitäre Vorbilder erinnernde Konfliktaustragungsformen (inklusive der Taktiken, die auch vom NS-Studentenbund praktiziert worden waren) gepflegt."

Deswegen könne es laut Jürgen Falter keine einheitliche Einstellung gegenüber der Demokratie bei den Protagonisten der 68er Bewegung gegeben haben. „Einig waren sich die meisten in ihrer Ablehnung der als bloß formale Demokratie apostrophierten liberaldemokratischen bürgerlichen Form der Demokratie in der Bundesrepublik und in anderen Ländern des Westens. Neben idealistischen Vorstellungen hinsichtlich der Möglichkeiten einer direkten, massenhaften Demokratie von unten, die möglichst in Form von Räten stattfinden sollte, gab es auch Wortführer, denen eher eine Diktatur des Proletariats im streng marxistischen Sinne vorschwebte."

Susanne Komfort-Hein, die Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Frankfurt/Main lehrt, stellt für den Zusammenhang von Literatur und Geschichte fest, dass sich 1968 vielmehr als ein großer Resonanz- und Gedächtnisraum, zwischen avantgardistischer Moderne (jenseits der Zäsuren von 1933 und 1945) und Postmoderne erwiesen habe. „Um 1968 begleitet die Rhetorik des Aufbruchs ein fundamentaler Literaturverdacht, der Poesie und Politik in einen Widerstreit zwingt oder gar mit der Autorisierung von ‚Gemeinplätzen kollektiven Wissens' (Enzensberger) der Literatur den Tod erklärt. ‚Papiertiger' oder ‚Establishment' – diese Vorwürfe werden z. B. gegenüber der Gruppe 47 angesichts der letzten, von Protesten übertönten Tagung 1967 laut. Die noch so rebellische Fiktion aus der literarischen Werkstatt gerinnt im Schatten einer Rhetorik der politischen Tat zur unzeitgemäßesten Form. Eine kritische Revision dieser Formel vom ‚Tod der Literatur' und vor allem der bis heute so wirkmächtigen Rhetorik des Aufbruchs 1968 kann hingegen für den Zusammenhang der Literatur-Geschichte eine heterogene Vielfalt literarischer Experimente um 1968 und überraschende Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen ermitteln, die sich nicht einer linearen historischen Erzählung – weder des Aufbruchs noch des Scheiterns – einfügen."

Der Text ist weitestgehend wörtlich der Homepage <www.geisteswissenschaft-im-dialog.de> entnommen. Nähere Informationen zu dieser und weiteren Veranstaltungen von „Geisteswissenschaft im Dialog" finden Sie ebenfalls unter dieser Adresse.

(red.)

„Teach-ins“, „Demokratisierung“ und „der lange Marsch“

Sprach- und kommunikationsgeschichtliche Umbrüche von „1968“. Eine sprachwissenschaftliche Zwischenbilanz vierzig Jahre danach

Bericht der 12. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Sprache in der Politik e.V.

von Constanze Spieß

Dass gesellschaftliche Umbrüche sich immer auch sprachlich manifestieren, kann nicht bestritten werden. Sprachliche Veränderungen sind zugleich aber auch Indikatoren gesellschaftlichen Wandels bzw. lassen auf Veränderungen oder Umbrüche schließen, die mit außersprachlichen, gesellschaftlichen und soziokulturellen Wandlungsprozessen einhergehen.

Um 1968 formierte sich eine Bewegung, die ihren Protest nicht nur, aber vor allem auch sprachlich artikulierte. Dabei müssen sprachliche Manifestationen immer zugleich als Teil jener materialen Manifestationen gelten, die sich zum Beispiel in einer gewissen Körpersemiotik, einem Habitus, in sozialen Praktiken und Lebensstilen und -formen zeigen und sie müssen im Zusammenklang mit diesen Manifestationen von Umbrüchen betrachtet werden.

Welche sprachlichen Umbrüche sind auf 1968 zurückzuführen? Kann 1968 als entscheidendes Jahr hinsichtlich Änderungen kommunikativer Praktiken angesehen werden? Oder sind nicht vielmehr die Studenten- und Jugendproteste des Jahres 1968 nur ein Movens unter vielen anderen, die Veränderungen in Gang setzten?

Diesen und anderen Fragen widmete sich die 12. Tagung der AG Sprache in der Politik e.V., die vom 1. bis 3. Mai im Haus der Universität Düsseldorf, Schloss Mickeln, abgehalten wurde.

Die Referentinnen und Referenten der Tagung fokussierten den Themenkomplex aus unterschiedlichen Perspektiven und mit je unterschiedlicher Schwerpunktsetzung. Dabei führte die Beschäftigung mit dem Jahr 1968 zu einem Programm, das interdisziplinär ausgerichtet war – die ReferentInnen entstammten neben der Linguistik den Geschichts- und Medienwissenschaften. Hinsichtlich der Betrachtung sprachlicher Phänomene wurden dementsprechend kontextsensitive Faktoren stark gewichtet und sprachliche Praxis in einen soziokulturellen und kulturwissenschaftlichen Zusammenhang gestellt.

Die Vorträge der Referentinnen und Referenten spiegelten dementsprechend ein breites Spektrum an Methoden und Zugriffsweisen wider. Das Untersuchungsspektrum reichte von der Fokussierung einzelner Begriffsbeschreibungen und deren komplexen Bedeutungsstrukturen, über die Beschreibung von Textsorten, Kommunikationspraktiken und -formen, die Analyse diskursiver Selbst- und Fremdkonstruktionen, der Funktionsbeschreibung von Vergangenheitsbezügen bis hin zur Beschreibung der medialen Inszeniertheit bestimmter Ereignisse um den RAF-Terrorismus im Kontext der und im Bezug zur 68er-Bewegung.

In seiner thematischen Einführung ging **Joachim Scharloth** (Zürich/Freiburg) als Mitveranstalter (neben Heidrun Kämper und Martin Wengeler) zu Beginn der Tagung am Donnerstag Nachmittag von den gängigen, von bestimmten normativen Vorstellungen geprägten Dichotomien und Polarisierungen aus, die mit dem Jahr und der Bewegung 1968 verbunden werden und auch heute noch im öffentlich-medialen und politischen Diskurs über 1968 eine Rolle spielen: Einerseits steht die Chiffre 1968 für Werteverfall, Zerrüttung der Familien, Hedonismus, Promiskuität oder auch Antizionismus, andererseits wird mit 1968 unter anderem das vorläufige Ende der häufig als eng und muffig beschriebenen Adenauerära, gesellschaftlicher Wandel, Aufarbeitung der Nazi-Zeit oder eine demokratische Diskussions- und Streitkultur in Verbindung gebracht. Doch gerade aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive lassen sich, so Scharloth, „Extremismus- und Demokratisierungsnarrativ“ in ihrer normativen Ladung nicht mehr aufrecht erhalten, insofern die 68er-Studentenbewegung als einer von vielen heterogenen Faktoren betrachtet wird, die zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen führten.

In seinem Vortrag „Die 68er – anti-intellektuelle Intellektuelle?“ ging **Dietz Bering** (Köln) dem Begriff *Intellektueller* in seiner polyfunktionalen Verwendung nach. *Intellektueller*, von unterschiedlichen politischen Gruppierungen als Kampfwort verwendet, erfuhr in

seiner Geschichte des Gebrauchs in Deutschland seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreiche Bedeutungsveränderungen, verschiedene Gewichtungen, tauchte als Begriff auf und verschwand auch wieder aus dem öffentlichen Gebrauch. Von den Nazis stigmatisiert, wurde *Intellektueller* nach dem Krieg jedoch zunächst vermieden und durch die Bezeichnung *Geistiger* ersetzt. Insbesondere stellte Bering die ambivalente Evaluation und Verwendung der Vokabel durch die Akteure von 1968 selbst heraus, die sich durch die polyphone, evaluative Bedeutungsstruktur begründen lässt: Der aus dem bürgerlich-konservativen Milieu stammende positiv besetzte Begriff konnte von den 68ern nicht verwendet werden, andererseits bestand das Bedürfnis, sich von der diffamierenden Verwendung des Begriffs durch die Nationalsozialisten abzugrenzen. Für die 68er resultierte daraus, dass sie kein bereits existierendes Bedeutungsschema für sich in Anspruch nehmen konnten und Abgrenzungen von gängigen Verwendungsweisen notwendig waren. Gleichzeitig bestand aber ein Bedürfnis nach Identifikation mit den Intellektuellen, weil sie in der positiv evaluierten Bedeutungsdimension als Vordenker gesellschaftlichen Wandels galten bzw. gelten wollten.

Susanne Haaf (Heidelberg) stellte mit ihrem Vortrag „Der Zürcher Sommer 68 – Eine linguistische Edition mit TEI-XML“ ein Editionsprojekt vor, das sich der digitalen Aufbereitung von Textmaterial des Zürcher Sommers von 1968 insbesondere für linguistische Zwecke widmete. So wurden die Texte hinsichtlich bestimmter Kategorien wie Wortarten, Schlagwörter, Zitate, fremdsprachige Ausdrücke annotiert und nach bestimmten inhaltlichen (Ereignissen, Themen) und kommunikativen (Textsorte, Adressat etc.) Aspekten kategorisiert. Das ca. 1000 Texte umfassende Textkorpus „Der Zürcher Sommer 68“ stellt somit insbesondere für an linguistischen Forschungen Interessierte digital aufbereitetes Textmaterial zur Verfügung, das bisher nur in Archiven zugänglich gewesen ist und nun zu Forschungszwecken genutzt werden kann.

Thomas Niehr (Aachen) befasste sich in seinem Vortrag „‚Still schäm' ich mich in meiner Zelle. Fritz Teufel, Ausgeburt der Hölle'. Sprachreflexive Elemente in den Flugblättern der Kommune I“ mit der Textsorte des Flugblattes und stellte in seinen Untersuchungen die Besonderheiten der Texte der Kommune I im Vergleich zu Flugblättern anderer linker Gruppierungen heraus. Insbesondere die Verwendung sprachreflexiver und sprach-spielerischer Elemente sind für die Flugblattkommunikation der Kommune I kennzeichnend. Das Spiel mit dem Sprachmaterial stellt dabei einen sprachreflexiven Zugang dar. Die von der Kommune I verwendeten sprachlichen Verfahren bedienten sich gängiger Phraseologismen, die diese verfremdeten, remotivierten oder auf andere Art und Weise wortspielerisch verwendeten. Beispielsweise zeigten sich die sprachlichen Verfahren in parodistischen Referenzen auf sprachliche Register oder Kommunikationsformen. Niehr stellte als typischen Charakter dieser kommunikativen Verfahren die Überlagerung von Bedeutungsaspekten heraus, die bewusst strategisch eingesetzt wurden und durch ihre polyphone Struktur Bedeutungshorizonte eröffneten.

Mit seinem Vortrag „‚Jenes knisternde Vietnam-Gefühl' – Inszenierter Internationalismus und transnationaler Austausch“ erörterte **Andreas Rothenhöfer** (Mannheim) die Frage, inwiefern es sich hinsichtlich der Verwendung typischer Kommunikationsformen, -praktiken, -verfahren sowie diskursiver Selbst- und Fremdkonstruktionen von Protestbewegungen um Internationalismen des Protests bzw. um parallele Strukturen handelt, die speziell aus deutscher Perspektive die Funktion hatten, eine „Weltgemeinschaft des Protests“, eine transnationale Bewegungsidentität zu inszenieren.

Der zweite Tag wurde mit einem Beitrag von **Sabine Chabr** und **Julia Sandor** (Zürich) eröffnet, die in ihrem Vortrag „Sprechen mit Kindern in der Kommune II.“ Ergebnisse ihrer Studie zu sprachlichen Repräsentationen antiautoritärer Erziehung im Umfeld der 68er-Bewegung präsentierten. Als Material legten Chabr und Sandor ihren Untersuchungen Selbstaussagen und Gesprächsaufzeichnungen, Wortlautprotokolle und Zitate der Berliner Kommune II zugrunde. Zu Beginn ihres Vortrags stand zunächst die kritische Reflexion des Quellenmaterials, da dies nur einen kleinen, selektiven und zum Teil selbstinszenierten Teil der Gesprächs- und Kommunikationswirklichkeit der Kommune II abbildet. Dementsprechend betrachteten Chabr und Sandor das Quellenmaterial als Formen der Selbstinszenierung, das gerade wegen seines Inszenierungscharakters Rückschlüsse auf die Ideale der Kommunikation mit Kindern und – damit verbunden – implizit Aufschluss über verfolgte Erziehungsziele geben kann. Ausgangspunkt bildete dabei die Beschreibung der in den Texten vorherrschenden Sprechakte und deren Funktion im Gesamtzusammenhang der Erziehungsideale. Dabei stellten sie fest, dass – eigentlich verschmähte, aber dennoch manchmal notwendige – autoritäre Handlungsanweisungen gegenüber den Kindern zumeist indirekt realisiert wurden.

Der durch Steffen Pappert verlesene Vortrag „Distinktion durch Diskussion. 1968 und die sozialen Funktionen verbaler Interaktion“ der erkrankten Historikerin **Nina Verheyen** (Berlin) widmete sich der Kommunikationspraxis der 68er, insbesondere der

zentralen Kommunikationsform und -praxis des Diskutierens. Verheyen stellte dabei das Diskutieren als unterschiedlich motivierte Praxis heraus und kommt in ihrer Untersuchung zu dem Resultat, dass es mindestens zwei zu unterscheidende Diskussionsformen gibt: Das Diskutieren um des Diskutieren Willens als gemeinsamer Habitus bzw. als gemeinschaftsstiftende und sich von der die Nazi-Vergangenheit verschweigenden Elterngeneration distinguierende kommunikative Praxis sowie das Diskutieren zur gemeinsamen Entscheidungsfindung bzw. als dialektisches Prinzip. Die den Sprachgebrauch prägende Kommunikationspraxis manifestiert sich auch im Wortschatz als eine Erweiterung von Bezeichnungen: *ausdiskutieren*, *durchdiskutieren*, *hinterfragen* etc. Zudem stellte sie heraus, dass Diskutieren als ein Selbstzweck der Wir-Gruppe begriffen wurde. „Leidenschaftliches Diskutieren" war eine zentrale Erfahrung der Studentenbewegung, das sozusagen in jeder „Lebenslage" praktiziert wurde und damit zum Selbstverständnis gehörte.

Angelika Linke (Zürich / Linköping) befasste sich in ihrem Vortrag „Unordentlich, langhaarig und mit der Matratze auf dem Boden. Zur Protestsemiotik von Körper und Raum in den 1968er Jahren" mit der These, dass soziokultureller Wandel stark verschränkt ist mit Änderungen in der Körpersemiotik. Damit in Zusammenhang stehende sprachliche Veränderungen sind immer im Kontext von Körper- und Raumsemiotik zu betrachten. Dass die Veränderungen um 1968 nicht nur den Sprachgebrauch oder den Kommunikationsstil, sondern den gesamten Lebensbereich und den Lebensstil betrafen, machte sie an veränderten Raum- , Beziehungs-, Körper- und Figurenkonstellationen deutlich, was sie an Bildmaterial exemplarisch veranschaulichte. Linke stellte im Kontext der 68er Bewegung eine Entdifferenzierung und Entvertikalisierung der Lebensräume und lebensnotwendigen Tätigkeiten fest, insofern Raum- und Tagesordnungsstrukturen aufgelöst und Orte verschoben wurden: Das Leben fand in einem Raum statt, die Nähe zum Boden wurde aufgewertet, insofern die verschiedensten Tätigkeiten auf den Boden oder in Bodennähe verlagert wurden; man aß, saß, diskutierte, lag und lebte auf Bodenhöhe.

Heidrun Kämper (Mannheim) ging in ihrem Beitrag „Der Faschismus-Diskurs 1967/68 – Semantik und Funktion" auf einen Teilbereich des Faschismusdiskurses ein, den sie als einen zentralen unter vielen anderen, thematisch miteinander verschränkten Subdiskurs um 1968 auffasst. Kämper stellte heraus, in welchen Bedeutungsvarianten der Begriff *Faschismus* im Kontext der 68er Bewegung gebraucht wurde, in welche Diskurs- und Argumentationskontexte der Begriff eingebettet war, welche Impulse seine Verwendung innerhalb des Diskurses setzt(e) und welche sprachlichen Strategien dem Bezug auf den Faschismusbegriff zugrunde liegen. Hier kam sie zu dem Ergebnis, dass es sich bei den im Diskurs verwendeten Sprachstrategien um Strategien der Enthistorisierung und Radikalisierung des Faschismuskonzeptes einerseits und der Analogisierung des Konzeptes mit Strukturen des Nachkriegsdeutschlands andererseits handelt. Entsprechend der vielfältigen Verwendungsweise des Faschismusbegriffes kann dieser, so Kämper, als verbale Waffe im Diskurs betrachtet werden.

Andreas Musolff (Durham) befasste sich in seinem Beitrag „Die RAF als Hitler's children?" mit dem Zusammenhang zwischen Terrorismus-Diskurs der 60er/70er Jahre und der bundesdeutschen Vergangenheitsbewältigung. Als eine sprachliche Manifestation von Vergangenheitsbewältigung der Bundesrepublik Deutschland nahm Musolff Bezug auf das Metaphernkonzept „Der Staat als Familie", das sich in Äußerungen wie „Die RAF – Hitlers Kinder" konkretisiert findet. Anhand der unterschiedlichen konkreten Realisierungen dieses Konzeptes zeigte Musolff unterschiedliche Interpretationsperspektiven des RAF-Terrorismus im Zusammenhang mit dem Bezug auf die nationalsozialistische Vergangenheit der Bundesrepublik auf: RAF als versäumter Widerstand gegen die Nazis, RAF als pervertierte und missverstandene Form der Vergangenheitsbewältigung der APO, RAF als Krypto-Neonazis, RAF als Analogie zum konservativ-antibürgerlichen Protest der Weimarer Republik. Dabei konstatierte er eine Überlagerung zweier Metaphernkonzepte: das Konzept der „Genealogie" (rechts und links liegen nah beieinander) mit dem der „Familie" (RAF als Hitlers Kinder), was letztlich zu einer Überlagerung und damit zur Verdichtung der Bedeutungsstruktur von Metaphern und Topoi führt(e).

Joachim Scharloth ging in seinem Vortrag „1968 in der Kommunikationsgeschichte der BRD: Vom hedonistischen Selbstverwirklichungsstil zum ‚doing buddy'" davon aus, dass die 68er keine homogene soziale Bewegung darstellten Vielmehr praktizierten die mit dem Jahr 1968 in Verbindung gebrachten Protestbewegungen vielfältige Lebens- und Kommunikationsstile. Mit seinen Ausführungen knüpfte er an die Erörterungen Angelika Linkes an, insofern auch er die Körpersemiotik in seine Analysen einbezog. Hinsichtlich der Kommunikationsstile stellte Scharloth im Kommunemilieu eine Tendenz zu emotionalem und vagem Sprechen fest. Scharloth deutete die sich in Kommunikationspraktiken und Sprachgebräuchen zeigenden Informalitäts- und Emotionalitätsinszenierungen unterschiedlicher 68er-Gruppen als einen

„Keim“ für die Ausweitung von Informalität in bestimmten Milieus, deren symbolische Formen seit den 1980er Jahren auch die Mehrheitsgesellschaft beeinflussten. Grundlage seiner Analysen bildete ein Datenkorpus, das aus Tonbandprotokollen und Flugblättern besteht.

Martin Wengeler fokussierte in seinem Beitrag „Der Angriff auf das Bestehende. Zur Erinnerungskultur an 1968 in deutschen Printmedien“ unterschiedliche Dokumentationen der Erinnerung an das Jahr 1968 im Nachrichtenmagazin der Spiegel, die er mittels der Frame-Analyse untersuchte. Er verglich die Dokumentationen hinsichtlich der Fragen nach den ‚Voraussetzungen’, dem ‚Ablauf der Ereignisse’, den ‚Folgen’ und ‚Bezeichnungen’ der Ereignisse in den unterschiedlichen Erinnerungsjahren, insofern er nach den Zusammenhängen der Ereignisse und deren mentalen Repräsentation fragte. Ihm ging es darum herauszufinden, welche Wissenselemente mit dem Begriff ‚1968’ aufgerufen und in welcher Weise diese kombiniert werden. Wengeler stellte eine Kontinuität in der Bewertung der erinnerten Ereignisse um 68 in den Jahren 1988, 1997 und 2007/08 fest. Wengeler resümierte, dass das Nachrichtenmagazin der Spiegel deutlich dazu beigetragen habe, das Jahr 1968 und dessen Folgen positiv zu bewerten.

Mit der Podiumsdiskussion am Freitagabend mit dem Linguisten Georg Stötzel, dem Verleger und früheren Mitglied des SDS KD Wolff, dem Aktivisten der „Bewegung 2. Juni“ Bommi (alias Michael) Baumann und dem damaligen RCDS-Vorsitzenden Wulf Schönbohm im Maxhaus der Stadt Düsseldorf geriet auf Grund des zum größten Teil aus Zeitzeugen zusammengesetzten Podiums verstärkt eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Geschehnissen um 1968 in den Blick, insofern die je spezifische biografische Bezogenheit zu den Ereignissen um 68 im Zentrum der Diskussionen stand. Dennoch zeigte sich auch hier einmal mehr, dass inhaltliche Konflikte sich als in und durch Sprache manifestierende Konflikte darstellen. Die Diskussion stellte somit ein schönes Exempel für Sprachkämpfe dar, die zugleich reflektiert wurden.

Der Samstagvormittag widmete sich wortgeschichtlichen Überlegungen, unterschiedlichen Kommunikationsformen und medialer Präsentation und Inszenierung von Terrorismus im Kontext der 68er Bewegung.

Dass die 68er -Bewegung sich unterschiedlicher alternativer Kommunikationsformen und -mittel bediente, die ihren Idealen eines herrschaftsfreien Umgangs miteinander gerecht werden sollten, machte auch **Monika Schnoz** in ihrem Vortrag „Die Wandzeitung des Zürcher Sechstagerennens. Zur kommunikativen Funktion eines alternativen Mediums.“ deutlich. Sie untersuchte die Wandzeitung als dynamisches, prozessuales und interaktives Kommunikationsmittel während des Zürcher 6-Tage-Rennens im Sommer 1968. Anhand eines Textkorpus von rund 300 Wandzeitungstexten arbeitete sie typische Strukturmerkmale, Themenbereiche und funktionale Zusammenhänge heraus, die dieses Medium kennzeichnen und diese als den Kommunikationsidealen der 68er Bewegung entsprechendes Medium erscheinen ließen: herrschaftsfrei, dialogisch, egalitär.

In wie vielfältiger Weise die Umbrüche der Jahre 1967/68 verliefen und wie die aufkommenden sozialen und politischen Bewegungen im Anschluss an die Ereignisse um 68 weiterwirkten, wurde von **Kersten Sven Roth** (Zürich) am Beispiel des Liedermacherliedes in diskursgeschichtlicher Perspektivierung exemplifiziert. Nicht nur die musikalischen Einlassungen während des Vortrags gaben ein breites Spektrum der Wandlungsprozesse um 1968 wieder, sondern Roth konstatierte auch inhaltliche Veränderungen in der Kommunikationsform und Textsorte „Liedermacherlied“ von Beginn der 60er Jahre bis 1969 am Beispiel Franz Josef Degenhardts. Dass die politischen Liedermacher bis in die Popkultur Einfluss hatten, zeigte Roth am Auftauchen ähnlicher Themen im Schlager (Nicole ‚Ein bisschen Friede’) oder in der Neuen Deutschen Welle (z.B. Nenas 99 Luftballons) zu Beginn der 80er Jahre.

Martin Steinseifers (Gießen) Vortrag „Die RAF als Medienereignis – visuelle und sprachliche Inszenierungen“ thematisierte die medienöffentliche Auseinandersetzung um Terrorismus. Anhand von Text-Bild-Relationen erläuterte Steinseifer auf anschauliche Weise unterschiedliche Inszenierungsformen der Medien hinsichtlich Stereotypisierungs-, Dramatisierungs- und Ästhetisierungsstrategien etc. bei der Darstellung der Terroristen auf Fahndungsplakaten und -fotos. Dabei konstatierte er zum Teil einen spielerischen und kreativen Umgang mit dem Fahndungsbildmaterial bis in die aktuelle Gegenwart. Ebenso wurde deutlich, dass durch den medialen Einsatz von Bildmaterial bestimmte Bilder und Interpretationsangebote des „typischen Terroristen“ gesellschaftlich konstruiert werden.

Dass nicht alle frequent gebrauchten Begriffe um 1968 als Belege für eine Zäsur in der Sprachgeschichtsschreibung um 1968 gelten können, stellte **Jörg Kilian** (Kiel) in seinem Beitrag „Gewaltsamkeiten. Studenten, ihre Sprache und die Eskalation eines Themas zwischen akademischem Diskurs und Straßenkampf“ am Beispiel des Gewaltbegriffs heraus. Auf der Basis

eines Quellenkorpus zur Studentensprache der sechziger Jahre arbeitete Kilian im Kontext verschiedener Schlagwörter wie *Studentenbewegung*, *Studentenrevolte, Studentenrebellion* die unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen des Gewaltbegriffes heraus. Die polyphone Bedeutungsstruktur des Gewaltbegriffes, die sich in einer gewissen Dialektik zeigt – repressive Gewalt einerseits und befreiende Gewalt andererseits – ist aber nicht auf die Bewegung um 1968 zurückzuführen, sondern schon früher zu finden.

Als Resultat der Tagung kann festgehalten werden, dass 1968 in linguistischer Perspektive zwar eine gewisse Zäsur darstellt, jedoch nicht als plötzlicher Bruch oder Wende zu interpretieren ist. Vielmehr sind die 60er Jahre als eine Dekade tief greifender soziokultureller, gesellschaftlicher und damit auch sprachlicher Veränderungsprozesse anzusehen, als deren besonders hervorstechender Ausdruck die 68er Studentenbewegung zu bewerten ist. Und schließlich haben bestimmte Kommunikationsformen und -praktiken, Sprachgebräuche und Lebensformen aufgrund der Ereignisse und Veränderungsprozesse um 1968 in unserer heutigen Gesellschaft einen festen Platz und einen gewissen Einfluss auf das gegenwärtige Sprachverhalten.

Die Autorin ist zur Zeit Lehrkraft für besondere Aufgaben am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Abteilung Didaktik der Deutschen Sprache und Abteilung Sprachwissenschaft.

Ehrendoktorwürde für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger wurde am 20. Mai 2008 auf Vorschlag des Bukarester Instituts für Germanistik der Titel eines „doctor honoris causa“ der Universität Bukarest verliehen. Prof. Dr. Speranța Stănescu würdigte in ihrer Laudatio Eichingers „persönlichen Beitrag an der Abwicklung wissenschaftlicher Projekte“ sowie seine „außerordentlichen pädagogischen, kulturellen und wissenschaftlichen Verdienste“.

Überreichung der Urkunde durch den Rektor der Universität Bukarest Prof. Dr. Panzaru Ioan (l.) an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger (r.)

Weiter hob Stănescu hervor, dass mit Eichinger eine Persönlichkeit geehrt werde, die „die Eigenschaften [...] eines ausgezeichneten Forschers und eines guten Verwalters von Aktivitäten zur Förderung der Lehre und Forschung sowie der Sprachenpolitik im Neuen Europa“ habe. Zudem gelte sein Engagement nicht nur der Forschung und Lehre, sondern auch der wissenschaftlichen Kooperation. So ist er seit 2003 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, seit 2006 auch korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Die sprachwissenschaftlich begründete Institutspartnerschaft zwischen der Universität Bukarest und dem IDS geht auf das Jahr 1976 zurück. Eichinger habe, so Stănescu, durch seine Mitarbeit an wissenschaftlichen Projekten auch zum internationalen Prestige beigetragen.

(red.)

Foto: Universität Bukarest/GGR

Alles ist Gefühl

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen / Basel: Francke (= UTB 2939)

Rezension von Elke Donalies

„Das sind Gefühle,
wo man schwer beschreiben kann."
Jürgen Klinsmann

Monika Schwarz-Friesel, die 1990 über kognitive Semantiktheorie promoviert hat und seitdem Sprache und Kognition erforscht, legt mit dem UTB-Band zur Sprache und Emotion ein kämpferisches Buch vor wider die cartesianische Trennung von Verstand und Gefühl und die traditionelle Hochverehrung kognitiver Fähigkeiten. Ihr ist das „Cogito ergo sum" zu eindimensional. Denn inzwischen ist ja auch streng wissenschaftlich nachgewiesen, was wir aus Erfahrung schon immer wussten, nämlich „dass sich Kognition und Emotion nicht immer strikt trennen lassen, sondern in einer engen repräsentionalen Verflechtung im Gedächtnis und in einer prozessualen Wechselwirkung bei der mentalen Verarbeitung von Informationen stehen" (S. 2). Schwarz-Friesel plädiert deshalb dafür, dass Emotionen nicht abgetan werden als „irrelevante Begleiterscheinungen, marginale Nebeneffekte oder bloße Störfaktoren" der Kommunikation (S. 1). In diesem Sinne überbrückt ihr Buch „die Diskrepanz zwischen der großen Bedeutung von Emotionen für das menschliche (Er-)Leben und der geringen Relevanz von Emotionen in vielen wissenschaftlichen Theorien und Modellen" (S. 7). Das kann man gar nicht genug loben!

Das Thema Sprache und Emotion betrachtet Schwarz-Friesel vor allem aus zwei Perspektiven: Sie fokussiert erstens den Zusammenhang von Hirn und Herz, sense and sensibility, kognitiven und emotiven Seiten der Sprache, des Sprechens, der Sprecher. Zweitens das Sprechen über und das Ansprechen von Emotionen. Denn auch durch Sprache offenbaren wir ja Emotionen, auch durch Sprache wirken wir auf Emotionen ein. Besonders die zweite Perspektive begegnet uns seit den 80er Jahren zunehmend in der deutschen Linguistik; das zeigt schon ein Blick in Schwarz-Friesels umfassende Bibliografie. Die erste Perspektive dagegen wird immer noch vernachlässigt; daran hat auch die kognitive Wende der Linguistik „nichts entscheidend geändert" (Battacchi et al. 1996, S. 31). Die Gründe, „dass es Emotionen als Thema und Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit nicht leicht haben", sieht etwa Fiehler (1990, S. 20 f.) darin, dass „im gesellschaftlichen Maßstab Einstellungen und Werthaltungen überwiegen, die Emotionen als negative Phänomene betrachten", dass auch in der Wissenschaft „entsprechende Konzeptualisierungen dominieren, die den Menschen als primär zweckrational handelndes Wesen auffassen", und dass sich die Linguistik auf Texte „überwiegend in ihrer schriftlichen Realisierung" reduziert und dadurch den Blick auf Emotionen verstellt hat. Arbeiten wie die von Jahr (2000) oder eben Schwarz-Friesel (2007) werden insofern nur zögerlich produziert und rezipiert.

Zunächst gibt Schwarz-Friesel einen belesenen Einblick in die Forschungsmeinungen der Philosophie, der Psychologie, der Neurowissenschaft, der Linguistik. Dabei beschreibt sie Sprache, sie beschreibt Emotion und diskutiert deren diffizile Definitionen. Wie diffizil Definitionen sind, zeigt auch ihre eigene diffizile Arbeitsdefinition: „Emotionen sind mehrdimensionale, intern repräsentierte und subjektiv erfahrbare Syndromkategorien, die sich vom Individuum ichbezogen introspektiv-geistig sowie körperlich registrieren lassen, deren Erfahrungswerte an eine positive oder negative Bewertung gekoppelt sind und die für andere in wahrnehmbaren Ausdrucksvarianten realisiert werden (können)" (S. 55). Noch diffiziler wird es, wenn Schwarz-Friesel zusätzlich Gefühle abgrenzt als

„subjektiv erlebbare Komponenten von Emotionen“ (S. 102).

Ob sowas der Verständigung dient, ist anderswo schon klug bezweifelt worden, besonders bei Heringer (1999, S. 151-182). Kämpferisch ist Schwarz-Friesel vor allem im gründlich argumentierenden Kapitel zur „Interaktion von Emotion und Kognition“ (S. 89-133). Wer nach dessen Lektüre immer noch nicht überzeugt ist, dass Hirn und Herz, brain und Bauch interagieren, sollte das Buch beiseite legen.

Was schade wäre, weil es danach ja erst richtig zur Sache geht. Danach geht es um die zweite Perspektive: Das Sprechen über und das Ansprechen von Emotionen. Es geht um „Emotionskonzepte und ihre sprachliche Repräsentation“ (S. 144). Es geht um Ausdrücke, die Emotionen bezeichnen (zum Beispiel *Liebe*); es geht um Ausdrücke, die Emotionen spiegeln und erzeugen (zum Beispiel wertendes *sie ist niedlich* oder interjektionales *oh!*). Es geht um Konnotation, um Satzsemantik, um Konzepte, um Metaphern. Und es geht um „Texte und ihr Emotionspotenzial“, um „Textwelten“ (S. 210-233), um Sprecherschreiberabsichten und Hörerleserinteressen, etwa in der Werbung. Es geht auch um das Problem, Emotionen wahr und klar auszudrücken, und was Sprachkritiker seit Alters her dazu meinen (S. 234-244). Das alles ist sicher nicht jedem neu, aber es ist stimmig zusammengestellt und interessant aufeinander bezogen.

Schließlich untersucht Schwarz-Friesel in vier Kapiteln „anhand von textlinguistischen Fallstudien exemplarisch die wichtigsten Gefühlsmanifestationen auf sprachlicher Ebene“ (S. 3). Für wichtigst hält sie: erstens „Trauer und Angst: Konfrontation mit dem Tod“ (S. 245-286); hier erläutert sie unter anderem populäre und poetische Todesmetaphern und den „Konflikt zwischen Intimität und Konventionalität“ in Todesanzeigen. Zweitens die triviale, die romantische, die animalische „Sprache der Liebenden“ (S. 287-310); hier erläutert sie unter anderem die „Rolle der Sprache im Liebesdiskurs“: Bekanntlich macht Liebe nicht nur blind, sondern auch geschwätzig – was den Sprachdatensammler natürlich freut. Drittens „Unfassbares in Worte fassen? Facetten der Holocaustdarstellung und die Sprache der Überlebenden“ (S. 311-326) und viertens „Vorurteile und Hass: Die Sprache als Waffe – verbaler Antisemitismus“ (S. 327-360); hier referiert Schwarz-Friesel Resultate ihres Antisemitismusprojekts. Damit trifft sie eine wichtigste Gefühlsauswahl in düstersten Farben – darüber lässt sich streiten. Unbestreitbar gibt sie aber einen konzisen Ein- und Überblick; sie zeigt einen Horizont, hinter dem ja jeder weiter denken und forschen kann, wie er mag.

Das Buch ist fakten-, beispiel- und belegreich. Ein Sachregister erschließt die Darstellung. Jedes Kapitel endet mit Literaturhinweisen und kleinen Denkanregungen wie: „Sind die Wörter *Emotion* und *Gefühl* Synonyme?“ (S. 42). „Versuchen Sie, Abgrenzungskriterien für Gefühle und Gedanken anzugeben“ (S. 88). Dass die Denkanregungen teilweise unterfordern, teilweise etwas bemüht daherkommen und immer im nächsten Kapitel fraglos aufgelöst werden, stört mich nicht wirklich.

Das Einzige, was mich wirklich stört, sind die ausufernden Kleindruckfußnoten. In der FAZ-Sonntagszeitung vom 6.4.2008 hat die Literaturwissenschaftlerin Silvia Bovenschen darüber gesprochen, wie man im Alter Texte ohne Fußnoten zu schätzen und zu schreiben lernt. Das kann ich nur bestätigen!

Literatur

Battacchi, Marco W. / Suslow, Thomas / Renna, Margherita (1996): Emotion und Sprache – Zur Definition der Emotion und ihren Beziehungen zu kognitiven Prozessen, dem Gedächtnis und der Sprache. Frankfurt etc.: Peter Lang.

Fiehler, Reinhard (1990): Kommunikation und Emotion – Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin / New York: de Gruyter (= Grundlagen der Kommunikation und Kognition).

Heringer, Hans Jürgen (1999): Das höchste der Gefühle – Empirische Studien zur distributiven Semantik. Tübingen: Stauffenburg.

Jahr, Silke (2000): Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten – Ein interdisziplinärer Ansatz zur qualitativen und quantitativen Beschreibung der Emotionalität von Texten. Berlin / New York: de Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 59).

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

„Die Vorstellung hat bereits begonnen“ oder „Die Vorstellung begann bereits“?

Unterschiede beim Gebrauch von Präteritum und Präsensperfekt

von Bruno Strecker

Die Frage, ob hier *hat begonnen* (Präsensperfekt, auch: Perfekt) oder *begann* (Präteritum, auch: Imperfekt) – angemessen sei, ist einfach zu beantworten: Es kommt ganz darauf an, was man zu sagen wünscht. Das klingt zunächst wenig hilfreich, doch es trifft einen wesentlichen Aspekt des Problems, das nicht darin besteht, diese Ausdrucksformen generell als mehr oder weniger gutes Deutsch zu bewerten, sondern vielmehr darin, die Verwendungsweisen beider Formen klar zu erfassen.

Für beide Formen lassen sich Verwendungszusammenhänge finden, in denen sie eindeutig als korrekt und angemessen gelten können:

a. Tut mir leid, aber ich kann Sie hier nicht mehr einlassen. **Die Vorstellung hat bereits begonnen**.

b. Weil ein defekter Lastwagen den Eingang Friedrichstraße blockierte, bildete sich am Südeingang eine riesige Schlange. **Die Vorstellung begann bereits**, und noch immer hatten nicht alle Besucher Einlass gefunden.

Bemerkenswert ist, wie es sich auswirkt, wenn man die markierten Partien in diesen Textpassagen vertauscht:

c. Tut mir leid, aber ich kann Sie hier nicht mehr einlassen. **Die Vorstellung begann bereits**.

d. Weil ein defekter Lastwagen den Eingang Friedrichstraße blockierte, bildete sich am Südeingang eine riesige Schlange. **Die Vorstellung hat bereits begonnen**, und noch immer hatten nicht alle Besucher Einlass gefunden.

In beiden Fällen ergeben sich Sequenzen, die zwar nicht wirklich unverständlich, doch seltsam verquer sind:

- Bei Sequenz (c) ist die Präteritumform unangemessen, weil das Präteritum den beschriebenen Sachverhalt als etwas erscheinen lässt, das ohne Bezug zum aktualen Geschehen in der Vergangenheit liegt.

- Bei Sequenz (d) stört weniger das Präsensperfekt selbst als vielmehr die Fortführung des Berichts im Präteritumperfekt (auch: Plusquamperfekt) (*hatten Einlass gefunden*). Was dem markierten Satz vorangeht, könnte als Bericht oder Erzählung der Vorgeschichte verstanden werden, bevor der Sprecher zu einer Schilderung des aktualen Geschehens übergeht, doch dieses Verständnis wäre nur aufrechtzuerhalten, wenn der Folgesatz ebenfalls im Präsensperfekt gehalten wäre: *und noch immer **haben** nicht alle Besucher Einlass gefunden*. So, wie der Text formuliert ist, verstößt er jedoch gegen die Logik der Zeitenfolge (Consecutio Temporum).

Eine schwierige Entscheidung

Gleich mehrere Faktoren erschweren Lernern des Deutschen als Fremdsprache – und nicht nur ihnen – den rechten Gebrauch von Präteritum und Präsensperfekt und sorgen zugleich dafür, dass sich für den Betrachter kein homogenes Bild der Verwendungsweisen ergibt:

- Die Entscheidung für eine der Formen ist oft kaum nachzuvollziehen.

- Die Formen sind zwar oft austauschbar, doch durchaus nicht immer.

- Mündlicher und schriftlicher Gebrauch scheinen verschiedenen Regeln zu folgen.

- Die Formen werden zum Teil regional verschieden gebraucht (sog. Präteritumschwund in süddeutschen Dialekten).

Beide Formen werden dazu benutzt, von Vergangenem zu reden, und es fällt manchmal schwer, in der Entscheidung für eine der Formen einen besonderen Sinn zu erkennen, insbesondere dann, wenn derselbe Sprecher, wie bei den folgenden Beispielen, bei gleichen Rahmenbedingungen – Ankündigung eines nachfolgenden Gesprächsausschnitts – mal Präteritum, mal Präsensperfekt verwendet:

Marianne Bachmeier **hat** den Mörder ihres Kindes **erschossen**. Sie **ist** nach ihrer Haftzeit nach Italien **ge-**

gangen und **hat** dort ein Buch **geschrieben**: Palermo, Amore Mio. Darin **hat** sie ihre Geschichte **verarbeitet**. [Stefan Siller, 1994 in SDR3: Leute]

Nach dem Krieg **arbeitete** Lamprecht in Berlin als Dachdecker und als Orthopädiemechaniker, eh er in einer Berliner Kneipe **entdeckt wurde**.

[Stefan Siller, 1994 in SDR3: Leute]

Nach den beiden ersten Spielen der deutschen Fußballnationalmannschaft **bekamen** wir einen Termin bei Franz Beckenbauer in Chicago. Der Kaiser, bei der letzten Weltmeisterschaft als Trainer dabei, **gab** sich diesmal als Kollege mit eigener Fernsehsendung die Ehre.

[Stefan Siller, 1994 in SDR3: Leute]

Und das ist ein Preis, den auch Leute-Gast Giorgio Moroder schon **bekommen hat**. Wie viele Songs er schon **geschrieben** oder **produziert** hat, das weiß nicht mal er selbst.

[Stefan Siller, 1994 in SDR3: Leute]

Schwer nachvollziehbar ist oft auch der Wechsel der Form innerhalb einer Textpassage oder eines Gesprächsbeitrags:

Damals **stand** ich, und wie heute noch, unheimlich auf Jazzmusik, und da **gab**'s Berlin die Berliner Badewanne, den Jazzkeller, den berühmten, und da **sauste** ich nach Feierabend meist immer hin, und dort **verkehrten** viele Schauspieler, aber det **war** et für mich, det **wusst** ich gar nicht, ich **hab** dort die Ansage **gemacht**, **hab** mein Boogie **getanzt**, und darüber äh **entstand** dann so'n so'n na ja so ne Bekanntschaft mit dem Gert Günther Hoffmann, einem der berühmten Berliner Schauspieler aus der Zeit.

[Günter Lamprecht, 1994 in SDR3: Leute]

Auch das **hat** natürlich nicht erst am 13. August 1961 **begonnen**. Das deutsche Elend **begann** mit dem terroristischen Naziregime und dem von ihm entfesselten schrecklichen Krieg.

[Willy Brandt am 10. 11. 1989, Rede vor dem Rathaus Schöneberg, Berlin]

Der Alte **folgte** der Leiche und die Söhne, Albert **vermocht**'s nicht. Man **fürchtete** für Lottens Leben. Handwerker **trugen** ihn. Kein Geistlicher **hat** ihn **begleitet**. [Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Hamburger Ausgabe Bd. 6, S. 124]

Darüber, was diese Sprecher und Schreiber dazu bewegt haben mag, die Tempusformen zu wechseln, kann man kluge Überlegungen anstellen. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass die Sprecher bzw. Schreiber an entsprechenden Punkten ihrer Erzählung, ihrer Rede oder ihres Berichts ungestellte Fragen ihrer Zuhörer oder Leser vermuteten und auf diese so eingehen, als ob sie ausgehend vom Hier und Jetzt gestellt worden wären:

Und was **haben** Sie dort **gemacht**? – Ich **hab** dort die Ansage **gemacht**, **hab** mein Boogie **getanzt**.

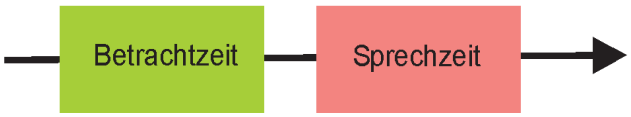
Wann **hat** das eigentlich **begonnen**? – Auch das **hat** natürlich nicht erst am 13. August 1961 **begonnen**.

Einfach handhabbare Regeln für den Gebrauch von Präteritum und Präsensperfekt wird man mit solchen Erklärungsversuchen freilich nicht bestimmen können, denn dabei sind zu viele den Einzelfall betreffende Annahmen erforderlich.

Die begrenzte Austauschbarkeit der Formen

Wie sich bereits bei der exemplarischen Betrachtung zur Titelfrage zeigte, sind Präteritum und Präsensperfekt keineswegs beliebig austauschbar. Tatsächlich wird mit beiden Formen das Ziel, von Vergangenem zu reden, auf verschiedene Weise erreicht, und dies bleibt nicht in allen Kontexten ohne Wirkung.

Mit dem Präteritum wird ein Zeitpunkt oder Zeitraum als so genannte Betrachtzeit gesetzt, zu dem bzw. der sich ereignete, was Gegenstand der Mitteilung ist. Die- se Betrachtzeit liegt zwingend **vor** dem Zeitpunkt der Äußerung, der so genannten Sprechzeit, und kann auch nicht durch zusätzliche Zeitbestimmungen an diese „angedockt" werden:



Während sich etwa *jetzt* und *soeben* bei Sätzen wie

Ich **habe jetzt** genug **gesehen**.

Du **hast soeben** das Spiel **verloren**.

als Zeitbestimmungen auf die Sprechzeit beziehen, sind dieselben Wörter in Verbindung mit Präteritumformen auf eine zuvor eingeführte, in der Vergangenheit liegende Betrachtzeit zu beziehen:

Endlich setzte sich der Riese in der Reihe vor mir. Ich **sah jetzt** genug.

[*jetzt* bezogen auf den Zeitpunkt, zu dem sich der Riese gesetzt hatte]

Als ich dich ansah, wusste ich gleich: Du **verlorst soeben** das Spiel.

[*soeben* bezogen auf die Zeit, in der ich dich ansah]

Weil mit dem Präteritum eine Betrachtzeit eingeführt wird, die sich weder an der Sprechzeit noch an einer anderen bereits eingeführten Betrachtzeit orientiert, scheinen Beschreibungen, die im Präteritum gehalten sind, gleichsam losgelöst vom aktualen Geschehen. Sie eignen sich deshalb bestens dazu, von Ereignissen und Zuständen zu berichten oder zu erzählen, die zur Sprechzeit nicht aktual als informativ und relevant zu gelten haben.

Beim Präsensperfekt unterbleibt die Setzung einer eigenen Betrachtzeit. Deshalb kommen Präsensperfektformen problemlos auch mit Betrachtzeiten zurecht, die mit der Sprechzeit zusammenfallen oder gar nach ihr ansetzen:

> Aber **jetzt haben** sie ihren Teil der Abmachung nicht **eingehalten**.
> [die tageszeitung, 21.04.1988, S. 7]

> Was passiert, wenn der Zähler **gegangen ist**?
> [die tageszeitung, 06.04.1987, S. 5]

> Heute, Freitag, und morgen **haben** die Stände zwischen 10 und 19 Uhr **geöffnet** und laden zum Bummeln und Verweilen ein.
> [Vorarlberger Nachrichten, 24.11.2000, S. A6]

Zum Reden über Vergangenes eignet sich das Präsensperfekt erst indirekt. Mittels Präsensperfekt werden Ereignisse als etwas beschrieben, das vor der jeweils gegebenen Betrachtzeit liegt, eventuell an sie heranreicht, jedoch zu dieser nicht mehr zutrifft:

Aufgrund der mit ihnen verbundenen Vorzeitigkeit könnten Präsensperfektformen grundsätzlich immer dazu genutzt werden, über Vergangenes zu reden, doch die besondere Wirkung, die Präteritumformen zum Mittel der Wahl für Erzählungen und Berichte macht, lässt sich mit ihnen nicht erzielen.

Mündlicher und schriftlicher Gebrauch

In Erzählungen und Berichten herrscht, insbesondere in Schriftform, eindeutig das Präteritum vor, wenn sie Vergangenes zum Gegenstand haben. Hier nur einige Beispiele, gefolgt von einer exemplarischen Statistik:

> Da **war** Zischen und Rollen, Hasten, Abschiednehmen und das singende Ausrufen der Zeitungs- und Erfrischungsverkäufe, und über allem **glühten** die großen elektrischen Monde im Nebel des Oktoberabends. Zwei rüstige Männer **zogen** einen Handkarren mit großem Gepäck den Zug entlang nach vorn zum Gepäckwagen. Ich **erkannte** wohl, an gewissen vertrauten Merkmalen, meinen eigenen Koffer. Da **lag** er, ein Stück unter vielen, und auf seinem Grunde **ruhte** das kostbare Konvolut. Nun, **dachte** ich, keine Besorgnis, es ist in guten Händen!
> [T. Mann: Das Eisenbahnunglück, in: Gesammelte Werke in zwölf Bänden mit einem Ergänzungsband, Bd. 8. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, 1960, S. 417]

> Käuchi **konnte** von links einen Freistoss **schiessen**. Er **sah**, dass die Mauer schlecht **stand**, und **erwischte** Torhüter Lehmann mit einem Flachschuss.
> [St. Galler Tagblatt, 22.05.1999: Niederlage fällt zu hoch aus]

> Die UNO sei die letzte Hoffnung für Somalia, **erklärten soeben** die afrikanischen Staaten auf ihrem Gipfel in Kairo.
> [Salzburger Nachrichten, 01.07.1993: Somalia, die UNO und das Elend der Welt]

Exemplarische Häufigkeiten

Präteritum	Frequenz	Partizip II	Frequenz
ging-	526.098	gegangen	104.219
fand-	296.577	gefunden	217.190
lag-	219.773	gelegen	43.892
trat-	122.090	getreten	27.532
sprach-	213.165	gesprochen	87.398

Schon diese Zahlen – erhoben im Rahmen einer Recherche in den Textkorpora des Instituts für Deutsche Sprache (Stand 7. 8. 2007) – machen deutlich, dass in geschriebener Sprache Präteritumformen gegenüber Präsensperfektformen bevorzugt werden. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, dass die Partizip II Formen keineswegs immer als Elemente von Präsensperfektformen zu interpretieren sind.

Beim Reden hingegen setzen manche, durchaus des Standarddeutschen fähige Sprecher selbst dort das Präsensperfekt ein, wo sie beim Schreiben das Präteritum gewählt hätten. Ein geradezu klassisches Beispiel hierfür bot Manfred Rommel:

> Und dann **hat** er bei mir festzustellen **geglaubt**, dass es mir an der nötigen Zuneigung zur Kreatur fehle, und **hat** mir zwei Stallhasa **kaufa lassen**, und dann **isch** er nach einiger Zeit wieder **komma** und **hat** – Soll e des vorlesa – Ja. – Eines Tages **kam** er auf den Gedanken, dass ich kein rechtes Verhältnis zu Tieren hätte und die Verantwortung für ein Tier übernehmen müsste. Gegen

die Anschaffung eines Hundes **wehrte** ich mich nachhaltig und erfolgreich, und so **kam** ich in den Besitz von zwei Kaninchen, welche sich eifrig zu vermehren **begannen**, so dass ich, auch durch Zukauf, schließlich zwanzig Tiere **besaß**, die ich für fünf Mark je Stück **verkaufte**. Als dies mein Vater bei einer Durchreise nach Wiener Neustadt **erfuhr**, **ärgerte** er sich sehr, **sagte**, man habe in mir eine Viehhändlersnatur großgezogen und **veranlasste** die Veräußerung des gesamten Tierbestandes, wobei es mir freilich **gelang**, meine Mutter davon zu überzeugen, dass das Geld mir **gehörte**. [Manfred Rommel im Gespräch mit Martin Born, 2. September 1988, SWR4]

Ob, und wenn ja, in welchem Ausmaß das Präsensperfekt in mündlicher Rede häufiger auftritt als das Präteritum, lässt sich auf legale Weise kaum erfassen, denn die erforderliche Datenbasis könnte allenfalls mittels einer großangelegten Abhöraktion beschafft werden. Man wird jedoch festhalten können, dass es mündlich zumindest relativ häufiger Verwendung findet als schriftlich, und dies hat gleich mehrere Ursachen:

- Alltagskommunikation ist zu einem guten Teil Kommunikation über das, was hier und jetzt von Interesse ist. Insbesondere wird man Fragen wie „Und was hast du dann gemacht?“ wesentlich häufiger zu hören bekommen als Fragen wie „Und was machtest Du dann?“ Fragen im Präsensperfekt aber ziehen Antworten in derselben Form nach sich. Hinzu kommt, dass Fragen in mündlicher, dialogischer Kommunikation generell häufiger vorkommen als in überwiegend monologisch gestalteten Texten. So kamen etwa in den Textkorpora des Instituts für Deutsche Sprache – am 22. 8. 2007 – auf 630.317 Verwendungen der Präteritum- und Präsensperfektformen von *gehen* ganze 1824 Verwendungen in Fragesätzen, also nicht einmal drei Promille.

- Von Vorträgen und sonstigen eher offiziellen Anlässen abgesehen, herrschen bei mündlicher Rede eher informelle Kontexte vor, in denen weniger darauf geachtet wird, „nach der Schrift“ zu sprechen, d.h. normativen Ansprüchen zu genügen. Entsprechend kommen auch regionale Varietäten des Deutschen stärker zum Zug, in denen das Präteritum nicht die Rolle spielt, die ihm im Standarddeutschen zukommt. Das Beispiel des damaligen Stuttgarter Oberbürgermeisters Rommel, der bis heute auch bei öffentlichen Auftritten nicht versucht, seine Herkunft zu verbergen, demonstriert eindrucksvoll diese Tendenz.

Regionale und situationsbedingte Unterschiede im Gebrauch von Präsensperfekt und Präteritum

Seit Radio und Fernsehen standarddeutsche Normen bis ins letzte Dorf tragen, geht die Bedeutung der regionalen Varianten als Kommunikationsmedien stetig zurück, doch vor allem in Süddeutschland zeigen sich in vielen Bereichen noch deutliche Nachwirkungen der ursprünglich vorherrschenden oberdeutschen Dialekte, wohl weil diese weniger gründlich als die niederdeutschen Dialekte von der schriftgeprägten Standardsprache verdrängt wurden.

Die oberdeutschen Dialekte verfügen infolge des bereits Mitte des 16. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossenen sog. Präteritumschwunds über keine Präteritumformen. Das Präsensperfekt ist hier mithin konkurrenzlos, wenn es darum geht, von Vergangenem zu sprechen. Dies bleibt jedoch nicht ohne Auswirkung auf die Bedeutung der Präsensperfektform: Während diese standardsprachlich in erster Linie dazu dient, Ereignisse als abgeschlossen zu beschreiben, ist bei konkurrenzloser Verwendung des Präsensperfekts nicht immer davon auszugehen, dass die beschriebenen Handlungen, Vorgänge oder Zustände zur Betrachtzeit zum Abschluss gekommen waren. Das wird deutlich, wenn man betrachtet, wie etwa – im Heilbronner Stadtdialekt – *grad* (standarddeutsch: *gerade*) in entsprechenden Kontexten zu interpretieren ist:

> Des Schbiel **had grad ågfanga**. S‘schdeht noch null null.
>
> I **bin grad** mid‘em Fahrrad underwägs **gwä**, wie‘s bletzlich saumäßig zum rägern ågfanga hat

Im ersten Fall bedeutet *grad* soviel wie ‚erst vor Kurzem‘, im zweiten Fall – ganz wie dies standarddeutsch bei Verwendung des Präteritums anzunehmen wäre – soviel wie ‚zu der Zeit, als stattfand, was der Temporalsatz beschreibt‘.

Wer – wie auch der Schreiber dieser Zeilen und Millionen weitere Sprachteilhaber – in einem Umfeld aufgewachsen ist, in dem dialektgeprägtes Sprechen im Alltag die Regel war, neigt dazu, zumindest in informellen Kontexten eher Präsensperfekt- als Präteritumformen einzusetzen, auch wenn er im Übrigen bemüht ist, standardkonform zu sprechen. Unter sich verzichten Sprecher mit oberdeutscher Biografie ganz auf Präteritumformen und empfinden solche Formen

sogar geradezu als gestelzt oder überkandidelt, wenn einer der ihren sie verwendet.

Viele Sprachteilhaber mit oberdeutschem Hintergrund haben den Gebrauch der Präteritumformen erst im Rahmen des Schulunterrichts erworben, fast so, wie man eine Fremdsprache erwirbt, und sie neigen deshalb, vor allem bei spontanen Äußerungen oder unter Zeitdruck dazu, auch mal zum Präsensperfekt zu greifen, wo normative Grammatiken ein Präteritum für angemessen erklären. Man mag dergleichen „Ausreißer" belächeln, doch ebenso könnte man sie zum Anlass nehmen, die Berechtigung einer Norm in Frage zu stellen, die dem Sprachgefühl von Millionen Sprachteilhabern nicht entspricht. Immerhin handelt es sich beim Präteritum um Formen, die in Teilen des Landes schwinden konnten, ohne zu einer ernsthaften Bedrohung der Ausdrucksfähigkeit der dortigen Sprachgemeinschaft zu werden.

Was tun?

Betrachtet man den Gebrauch, den Sprecher und Schreiber des Deutschen von Präteritum und Präsensperfekt machen, ergibt sich kein klares Bild, doch man kann Regeln formulieren, deren Befolgung zu allgemein akzeptierten Verwendungen dieser Verbformen führt:

i. Will man von Vergangenem als Vergangenem erzählen oder berichten, sollte man das Präteritum wählen, denn es versetzt Hörer oder Leser virtuell in die Vergangenheit, die sie aus dieser Perspektive gleichsam wie einen Film betrachten können, losgelöst von den aktualen Handlungszusammenhängen, in denen sie stehen.

ii. Kommt man im Zuge seines Berichts oder seiner Erzählung auf etwas zu sprechen, dessen Auswirkungen bis zur Sprechzeit hin man eigens festhalten möchte, sollte man ins Präsensperfekt wechseln:

   Als das Unwetter vorüber **war**, **trennten** sich unsere Wege. Wir **haben** uns seitdem nie mehr **wiedergesehen**.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Entscheidend ist hier nicht, ob das berichtete Ereignis Auswirkungen bis zur Sprechzeit hat, sondern ob man diesen Umstand als Sprecher oder Schreiber eigens festhalten möchte, denn Auswirkungen bis zur Sprechzeit hat, von reiner Fiktion abgesehen, so gut wie alles, was sich in der Vergangenheit ereignet hat.

iii. Soll etwas, das zur Sprechzeit zwar bereits abgeschlossen und mithin vergangen ist, gerade wegen seiner Auswirkungen noch zu diesem Zeitpunkt zur Sprache gebracht werden, ist das Präsensperfekt die Form der Wahl:

   Hast du schon den neusten Film von Woody Allen **gesehen**? – Ja, den **haben** wir uns gestern Abend im Gloria **angesehen**.

iv. Will man – ganz wie der oben zitierte, inzwischen ehemalige Stuttgarter Oberbürgermeister – in mündlicher Rede keinen Hehl aus seiner Herkunft machen, sollte man sich – wiederum wie dieser – auch erkennbar dialektgefärbt ausdrücken und – als Heilbronner – etwa sagen:

   > Geschdern **haw** e grad da Rasa **mäha wella**,
   > wie mr **eigfalla isch**, dass e dr Abberad ledschd
   > Woch zum Rebariera **brachd hab**,

jedoch besser nicht in vermeintlichem Standarddeutsch:

> Gestern **habe** ich gerade den Rasen **mähen wollen**, als mir **eingefallen ist**, dass ich den Apparat letzte Woche zum Reparieren **gebracht habe**,

sondern etwa:

> Gestern **wollte** ich gerade den Rasen **mähen**, als mir **einfiel**, dass ich den Apparat letzte Woche zum Reparieren **gebracht habe**.

Man sollte allerdings jederzeit damit rechnen, dass beileibe nicht alles, was man zu lesen oder zu hören bekommt, in Anwendung solcher Regeln zustande kam oder gekommen ist.

Anmerkungen

[1] „Grammatik in Fragen und Antworten" ist seit Ende Juli 2006 im Internet für jedermann kostenlos unter der Adresse <www.ids-mannheim.de/grammatikfragen> abrufbar. Hier werden die Hauptschwierigkeiten und Zweifelsfälle der deutschen Grammatik in Form von typischen Fragen aufgegriffen.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

COSMAS II

von Helge Krause

In der letzten Ausgabe des Sprachreports (Heft 2/2008) erschien an dieser Stelle ein Artikel über das schriftsprachliche Korpusarchiv DeReKo. In dieser Ausgabe stellen wir nun das Korpusrecherchesystem COSMAS II vor, mit dem in DeReKo recherchiert werden kann.

Das Korpusanalyse und -recherchesystem COSMAS II liegt mittlerweile in der zweiten Generation vor und wurde für die Recherche in den Korpora des IDS entwickelt. Eine eigens für linguistisch motivierte Recherchen konzipierte Suchanfragesprache ermöglicht in COSMAS II auch komplexere Suchanfragemöglichkeiten. Verschiedene Ergebnispräsentationen erleichtern die Interpretation der Rechercheergebnisse, mit der ebenfalls am IDS entwickelten Kookkurrenzanalyse <www.ids-mannheim.de/kl/projekte/methoden/ka.html> lassen sich gefundene Treffer nach sprachlichen Mustern analysieren.

Die Recherche mit COSMAS II ist nicht nur für die Wissenschaftler des IDS möglich, sondern steht allen sprachwissenschaftlich Interessierten offen, die COSMAS II zu nicht kommerziellen Zwecken nutzen wollen. Voraussetzung ist eine unentgeltliche Registrierung, bei der man sich mit dieser Nutzungsbeschränkung einverstanden erklärt. Außerhalb des Instituts ist mit COSMAS II der gesamte öffentliche Teil DeReKos, der 2,2 Milliarden laufende Wortformen umfasst, recherchierbar. Zurzeit sind für COSMAS II 14 378 Benutzer aus 84 Ländern registriert.

Den Benutzern stehen mit COSMAS II_{win} und COSMAS II_{web} zwei Applikationsvarianten zur Verfügung. Der Windows-Client COSMAS II_{win} wird auf dem eigenen PC installiert, die webbasierte Benutzeroberfläche COSMAS II_{web} ist ohne Installation im WWW verfügbar. Noch enthält COSMAS II_{web} nicht alle Funktionalitäten des Windows-Clients, die Integration der noch fehlenden Funktionalitäten ist aber für die nächsten Versionen von COSMAS II_{web} geplant. Die aktuellen Arbeiten an COSMAS II umfassen Erweiterungen der Suchmöglichkeiten im Allgemeinen und in annotierten Korpora im Speziellen, der Ergebnispräsentationen, des Exports und der Bildung von virtuellen Korpora.

Auf der Homepage des IDS <www.ids-mannheim.de/> findet man COSMAS II_{web} und COSMAS II_{win} neben anderen Online-Anwendungen unter Service-Einrichtungen. Das neu entstandene COSMAS-II-Portal unter <www.ids-mannheim.de/cosmas2/> enthält neben dem Zugang zu beiden Applikationen Informationen zum Projekt, Einsteigerinformationen und Online-Hilfen.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache Mannheim.

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für Deutsche Sprache, Mannheim

Heft 3/2008

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 10,- EUR einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab dem Jahr____ (Nur Kalenderjahr-Abonnement möglich. SPRACHREPORT-Ausgaben, die im Jahr des Erstbezugs bereits erschienen sind, werden nachgeliefert.) Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse:_____

_____

Datum: _____ 1. Unterschrift _____

O Ich bezahle die Jahresrechnung per Bankeinzug. Ich ermächtige das IDS, den Rechnungsbetrag von 10,- EUR von meinem Konto abzubuchen.

Kontonummer: _____ Bank: _____ BLZ:_____

O Ich warte auf die Jahresrechnung und überweise den Betrag auf das dort genannte Konto.

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, dass ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift _____

An: Institut für Deutsche Sprache, -SPRACHREPORT-, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim

Diese Daten werden für die Abonnement-Verwaltung gespeichert.